XXIII. Jahrg. Berlin, den 10. Oktober 1914. Nr. 2.



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1914.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband
bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.

Inseraten-Annahme durch die
Anzeigenverwaltung der Wochenschrift
„Die Zukunft" (Alfred Weiner)
Berlin SW. 68, Friedrichstr. 207. Fernsp. Ztr. 8740 u. 9797
(s. a. vorletzte Umschlagseite).



Berlin, den 10. Oktober 1914.

Der Fall Jastrow.

Nachdem der Aufruhr, den die Entlassung Professor Jastrows von der Handelshochschule als Tagesereigniß bewirkt hatte, sich gelegt hat, ist es nun wohl Zeit, die über den Tag und die Person hinausreichende Bedeutung des Falles vom Standpunkt des akademischen Lehrers anzudeuten. Die entscheidenden Thatsachen sind diese. Professor Jastrow hat im Auftrage der Aeltesten der Kaufmannschaft die Organisation der Handelshochschule geschaffen. Daß es im Zusammenwirken mit seinen Auftraggebern geschah, versteht sich von selbst, modifizirt aber nicht die Thatsache, daß kein Anderer als der geistige Schöpfer der Handelshochschule gelten kann. Er selbst übernahm die Professur für Nationalökonomie, mit einem nicht lebenslänglichen, sondern in einer gewissen Periodik kündbaren Vertrag. Daß diese Kündbarkeit nur eine formale Bedeutung hatte, falls nicht, zum Beispiel, ein völliges Fiasko der Handelshochschule eintrat, mußte von den Voraussetzungen des akademischen Berufes aus als selbstverständlich gelten; wie auch an schweizer Hochschulen die Professoren nur auf eine bestimmte Zahl von Jahren angestellt werden, ohne daß von dem Kündigungrecht anders als bei schwersten Komplikationen Gebrauch gemacht würde. Im Uebrigen weiß ich über die Motive dieses Abkommens nichts; sie sind auch für die jetzige Sachlage gleichgiltig. Dagegen ist mir authentisch bekannt, daß die Gründung der Hochschule und die Füh-

rung ihres ersten Rektorates durch drei Jahre ein Arbeitquantum von Jastrow verlangt hat, für das es nicht viele Analogien geben dürfte und für das er damals seine Kraft bis aufs Letzte hingab. Nachdem er sein Lehramt durch all diese Jahre mit einem von keiner Seite bestrittenen Erfolg durchgeführt hat, ist ihm im März seine Stellung ohne jede Vorbereitung oder Begründung von den Aeltesten gekündigt worden, mit dem Hinzufügen: zu Verhandlungen über Erneuerung des Vertrages auf anderer Grundlage seien sie bereit. Die Aenderung der Grundlage kann ersichtlich nur eine Herabsetzung der materiellen Bedingungen bedeuten.

Ob für dieses Verfahren eine Ahnungslosigkeit über die Voraussetzungen des akademischen Lebens oder eine positive Tendenz von größerem Gewicht waren, ist für den nur sachlich Interessirten belanglos; das Entscheidende ist, daß hier eine private Hochschulenverwaltung sich jenen Voraussetzungen gegenüber als völlig unzulänglich gezeigt hat. Die Hinzufügung über die „Bereitheit“ zu Verhandlungen bedeutet nicht weniger, als daß Jastrow in die Rolle des Bittstellers gedrängt werde, der sagen sollte: Bitte, stellt mich wieder an; ich will es auch billiger als bisher thun! Ich wüßte aus der Geschichte der deutschen Hochschulen, die mir nicht ganz unbekannt ist, keinen Fall, in dem einem Lehrer dieses Ranges eine solche Demüthigung zugemuthet worden ist. Nicht nur um seiner Person, sondern einfach um der Achtung seines Standes willen verbietet sich für jeden Hochschullehrer jede Antwort auf diese Unwürdigkeit. Die deutschen Hochschulen haben manche erstaunliche Removirung ihrer Lehrer erlebt: von Christian Wolff, dem Führer der deutschen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, an, den Friedrich Wilhelm der Erste verjagte, weil Intriganten ihn hatten glauben machen, daß Wolff die Willensfreiheit und damit das Recht bestritt, desertirende Soldaten zu strafen, über die Absetzung Fichtes wegen „Atheismus“ und die Göttinger Sieben bis zu Leo Arons. In all diesen Fällen aber glaubte man, mit Recht oder Unrecht, die Staatsinteressen bedroht; aufrichtig oder vorgeblich, es war doch immer ein allgemeiner, irgendwie ideeller, vor Allem: ein übermaterieller Gesichtspunkt entscheidend. Daß aber ein nach Lehre und Leben unangreifbarer, gerade um seine

Hochschule in einer fast beispiellosen Weise verdienter Lehrer durch die Zumuthung einer diminutio capitis abgesetzt wird, weil man ihm nicht mehr so viel Gehalt wie bisher geben will: dazu kenne ich keine Analogie.

Für die Werthung dieses Verfahrens ist es natürlich ganz gleichgiltig, wie hoch das in Frage stehende Gehalt war. Die angegebene Summe entspricht dem mittleren Einkommen der berühmten Lehrer unserer großen Universitäten; es gibt deren, die das Dreifache und Fünffache beziehen. Aber darauf kommt es, wie gesagt, nicht an, sondern auf das in dem Verfahren der Aeltesten dokumentirte Prinzip, daß der akademische Unterricht eine Waare ist, deren Preis man beliebig drücken kann, sobald die Konjunktur den Verkäufer widerstandsunfähig macht. Vielleicht aus dem Gefühl für das Ungeheuerliche dieses Verfahrens heraus ist es von den Aeltesten damit begründet worden, daß Jastrows gleichzeitige Lehrthätigkeit an der Universität die Herabsetzung seines Gehaltes an der Handelshochschule rechtfertige. Aber gerade hierin liegt von Neuem jene Ahnunglosigkeit vom Wesen des akademischen Lehramtes. Der Kaufmann muß natürlich darauf halten, daß sein Angestellter nicht etwa seine Kräfte noch für ein anderes Geschäft verbrauche. Aber für die akademische Thätigkeit ist der Begriff der „vollen Arbeitkraft“ überhaupt nicht anwendbar. So führt Harnack das Direktorat der Königlichen Bibliothek, das unvergleichlich größere Ansprüche an Zeit und Kraft stellt als die paar wöchentlichen Kollegstunden Jastrows an der Universität; Niemand aber ist wohl auf den Gedanken gekommen, Harnacks Lehrthätigkeit könnte darunter leiden. Einem akademischen Lehrer sein durch viele Jahre bezogenes Gehalt verkürzen zu wollen, nur, weil er noch eine andere Lehrthätigkeit ausübt (die er übrigens all diese Jahre hindurch und vor ihnen ausgeübt hat) und ohne daß im Geringsten die Behauptung hätte gewagt werden können, daß die eine dieser Thätigkeiten die andere thatsächlich verkümmere: Dies erscheint mir wiederum als ein Unikum in der Geschichte der deutschen Hochschulen.

Mit wie scharfem Protest aber auch jeder akademische Lehrer diese Behandlung eines Kollegen empfinden muß, so liegt doch für den Kulturphilosophen als solchen eine eigenthümliche Ge-

nugthuung in diesem Ereigniß: diejenige, die sich für den blos betrachtenden Menschen immer an die „Reinheit“ eines Falles knüpft. Daß mit einem einzigen Akt, seiner Form und seiner Rechtfertigung, ein so restlos Falsches, ein so radikal allen Forderungen von Sache und Idee Entgegengesetztes geschehen kann, ist immerhin eine denkwürdige Erfahrung; sie ist auch vielleicht nur da möglich, wo das Geldinteresse in einem Verhältniß entscheidet, das eben nur von der Sache und der Idee her entschieden werden durfte. Nur so konnte es geschehen, daß die Spannung zwischen der Würde des Hochschullehrers (nach seiner Person und ihren moralischen Rechten wie vor Allem nach Sinn und Bedeutung seines Amtes) und dem Verfahren der Hochschulverwaltung nicht einfach eine große war, sondern eine absolute.

Straßburg im Elsaß. Professor Dr. Georg Simmel.

Georg Simmel.

Als, vor Monaten, das Vorlesungverzeichniß für das Sommersemester der berliner Universität herausgekommen war, nahmen wir es etwas unruhig in die Hand, suchten gleich das entscheidende Zeichen und konstatirten schon: daß Georg Simmel nicht mehr drinsteht. Wir werden ihn in Berlin nicht mehr hören können, wir werden ihn nicht mehr sehen: und Das ist traurig, weil (es ist das Merkwürdigste an ihm) man ihn erst ganz auffassen kann, nicht, wenn man ihn liest: wenn man ihn hört, wenn man ihn sieht.

„Er denkt laut“, hat Jemand von ihm gesagt. Man könnte noch hinzufügen: Er denkt sichtbar; man glaubt, zu sehen, wie er einen Gedanken... wie ihn ein Wort in seinem Vortrag, ein unbedacht dazwischenfahrendes und weiter für nichts vorbestimmtes, das plötzlich, zufällig beinahe, ausgesprochen ist, wie ihn ein solches Wort stutzig macht und anhalten läßt; und wie, mit einem Mal, sich in ihm eine ungeahnte Reihe neuer Folgerungen öffnet.

Es war vor vielen Jahren (erzählte mir ein Herr im mittleren Alter); da war Simmel noch ein sehr junger Dozent, kaum habili-

tirt, und ich war einer von den Hörern. Er sprach über ein soziologisches Problem (es könnte über die Wechselwirkung von Prostitution und Gesellschaft gewesen sein, ich weiß Das nicht mehr so genau), als wir plötzlich draußen die Militärmusik vorübermarschiren hörten. Wir waren ein Wenig unwillig und aufgestört; denn man ist so tief von den Netzen seiner Syllogismen eingewunden, daß man immer erst herausgerissen werden muß, wenn etwas Unerwartetes dazwischenkommt. Er brach aber nicht ab; nur bemerkten wir plötzlich, daß er von der Burgmusik zu sprechen begann. Er wird es wohl selbst nicht gewußt haben. Das ist sehr gut möglich. Er schloß jedenfalls nicht die Stunde mit einem Problem aus seinem Thema, sondern mit der Gegenüberstellung zweier Kräfte, die einander unbedingt fremd sind, und wie es möglich ist, daß sich beide in ihrer Entwickelung beeinflussen. Auf dem Katheder sprach die Wissenschaft und nahm die Sinne der Hörer für sich sehr in Anspruch. Durch die Fenster aber drang die Aeußerung von etwas ganz Konträrem herein, vom Militarismus, zum Beispiel, und sie griff plötzlich selbst nach dem Hörer, heftig, als schnitte sie die Fäden, die vom Gehirn des Dozenten nach den Gehirnen der Aufnehmenden führten, mitten scharf entzwei.

Die Erinnerung des befreundeten Herrn erzähle ich nicht nur, um den Erweis der Praktik für die Aufstellungen des Theoretikers Simmel zu geben (die wir gleich besprechen werden); vorerst aber noch, weil ich glaube, daß sie uns klar macht, wie Simmel dozirt.

Er hat ein Konzept vor sich wie jeder Vortragende, gewiß. Aber man braucht nur ihn selbst ein Wenig zu beobachten, dann scheint Einem, daß er es gar nicht benützt. Das fällt schon am Anfang auf und im Verlauf der Stunde kann man es sich nicht anders denken überhaupt, als daß er frei spricht. Er entkleidet sein Gehirn, so zu sagen, indem er spricht. Man sieht in sein Gehirn hinein, man sieht, wie es die Gedanken zimmert. Man sieht es die Thatsachenkomplexe zusammentragen und aufeinanderthürmen, groß, schwer, mannichfaltich und von allen Seiten her, als trügen ungezählte Hände Steinquader herbei und thürmten sie auf. Das wirkt außerordentlich, schon als Schauspiel, ich kann mir nicht helfen.

Und dann wirkt es ungewöhnlich einprägsam und hinreißend; man hört: Das heißt dann so viel, wie: Man baut mit. Man hört also eigentlich nicht: man denkt vielmehr, man denkt mit. Denn er denkt laut; ich könnte es nicht besser sagen.

Es war also schon sehr viel für die berliner Universität, daß er ihr angehörte. Man kann sich zu seiner Philosophie anders stellen als die unbedingten Bewunderer, ja, wir werden gleich sehen,

ob wir Das nicht auch an einigen Stellen müssen, man muß aber doch sagen, daß er ein Einzelner, ein Seltener auf jeden Fall ist und daß ihn die Universität hätte halten müssen.

Sie hat große Wissenschaftler und wir ehren sie. Aber sie hat auch Mehr-als-Wissenschaftler nöthig. Menschen, die etwas Anderes sind als ihre Bücher und Forschungen, seltene Köpfe, die nicht nur Verkünder ihrer Wissenschaft und Weisheit sind, sondern seltene Köpfe außerdem.

Das ist Simmel. Seine Wissenschaft ist noch lange nicht niedergeschlagen in seinen Büchern. Sie reicht weit über die Bücher hinaus, ja, weit noch über Das hinaus, was er selbst heute zu wissen glaubt. Sie reicht in das Morgen und Uebermorgen, denn sie ist produktiv und empfängt von allen Seiten täglich neue Erreger.

Seine Wissenschaft entsteht in seinem Vortrag selbst. Wenn er dort am Podium sitzt und spricht, so ist es, als spräche er mit einem Zweiten, als vertheidigte er sich gegen einen Dritten; er spricht also eigentlich gar nicht, er disputirt eher schon, er überredet sich selbst, er kämpft. Er steht mitten drin, nicht daneben, nicht darüber steht er. Alles ist um ihn herum mitbetheiligt, von den horchenden Augen der Hörer angefangen bis zu den Geräuschen der Straße; Alles, was ihn umgibt, greift in ihn ein.

Dies war ein Wort, das ich über den Dozenten sagen wollte. Ein Wort über den Philosophen jetzt.

Man muß seinen „Kant" oder seinen „Schopenhauer und Nietzsche" (wenn ich den Verlag nicht einzeln nenne, sind die Bücher bei Duncker & Humblot in Leipzig erschienen) in die Hand nehmen oder die kleine „Einführung in die Hauptprobleme der Philosophie" (Sammlung Goeschen): und man wird dann gleich sehen, was bei ihm Denken heißt.

Es ist nicht immer ein Lossteuern auf ein Ziel, wie Manche glauben. Natürlich, auch Das kann Denken sein: sich an irgendetwas festsaugen und dann denken: hineindringen. Aber Das ist mehr ein analytisches, Das setzt sich schon im Ziel fest und fängt gleich an, es zu zerlösen (als wären seine Wege drin als seine Bestandtheile und ließen sich einfach auseinanderlegen). Das ist wie ein Tropfen Säure, der auf einen Körper fällt und ihn zerlöst. Das ist gewiß Denken, aber es gibt eben ein anderes auch, das sich nicht festsetzt: das synthetische. Das analytische ist ein stehenbleibendes und sich in das Objekt einätzendes, das andere, das synthetische Denken ist ein Denken unterwegs, könnte man sagen, ein fortschreitendes, das will den Ausgangspunkt (also die Anregung) und den Endpunkt (also das Resultat so zu sagen) und

den Weg (also die Funktion des Denkens), es will das Alles verbinden und in ein Einheitliches einfassen. Es will Ströme leiten, die die Thatsachen und Dinge, welche hier und dort in der Welt geschehen und herumliegen, aneinanderbinden. Fremdes geräth durch irgendwelchen Zufall in eine verwunderliche Verwandtschaft, in eine gleichgestimmte oder gegensätzliche.

Sieht man genauer hin, so ist ganz so eben das Leben; und ein guter Philosoph muß sein, wer diese Zusammenhänge aufklären kann. (Ich möchte hier rasch wieder an die Erzählung am Anfang erinnern, denn sie paßt gut her.)

Simmel hat diese Zusammenhänge aufgeklärt; um noch ein Beispiel zu nennen: man lese nur seine Monographie über die Religion in Bubers Sammlung „Die Gesellschaft“ (Rütten & Löning), man lese da, wie er das Spezielle immer wieder ausweitet zum ganzen Begriff des Daseins und wie er Großes, Allgemeines, Grundlegendes herbeiholt, um Kleines, Besonderes, Abseitsstehendes zu fundamentiren.

Auch kann kein Zweifel sein, daß nur ein großer Philosoph Das fertigbringt; aber man wird doch ein nicht gleich verstandenes Gefühl haben, daß da Alles (was es sein wollte) doch nicht wie das Leben ist. Man wird es sich dann nach und nach so erklären müssen: daß das Alles zu kalt hingestellt ist, ganz einfach. Nicht nüchtern. Nur kalt, belebt, aber ohne Wärme. Wenn zwei Dinge nur kalt aneinandergebunden werden, so stehen sie noch nicht in den wirklichen Zusammenhängen des Lebens. Wenn die Fäden der Dialektik und Logik sie verbinden, bleiben sie noch immer allein und für sich.

Wenn ein Strom durch diese Fäden fährt, dann schmelzen die Pole erst zusammen, und wenn dieser Strom nicht mehr eine intellektuelle Kraft ist, wie bei Simmel: ein intellektuelles Talent, sondern eine ungeistige, ein Herzschlag, eine unbeabsichtigte und verblüffend herausbrechende, dann ist das Alles schon ganz (was es sein mußte) wie das Leben. Erst dann.

*

Es gibt einen anderen Simmel. Das ist nicht der Erkenntnißtheoretiker, der uns manchmal unbefriedigt entläßt. Und wir thäten deshalb gut, noch viel öfter zu jenem anderen Simmel zu gehen, dem die Philosophie nicht mehr Hauptzweck ist, wie dem Theoretiker, aber Grundlage zu einem ganz einzig dastehenden Gebäude von Feststellungen und Untersuchungen. Ich meine also,

daß wir zum Soziologen Simmel hingehen sollen. Da wird Keiner sein, den er unbefriedigt entlassen hätte; aber da wird Jeder immer wiederkommen wollen.

Er wird, zum Beispiel, immer wieder von der „Philosophie des Geldes“ hören wollen und selbst die „Einführung in die Moralwissenschaft“ (Cotta) hierherzählen. Er wird hier und in den Vorträgen zur „Soziologie“ den großen Vertiefungen des Einzelfalls zum typischen Ereigniß folgen, Schritt vor Schritt, wie es Simmel macht: mit kleinen Schritten eigentlich, damit so wenig wie möglich unberührter Boden dazwischenbleibt.

Die soziologischen Untersuchungen Simmels sind eine Tonleiter der Gesellschaftprobleme, ich wollte sagen: der Gemeinschaftmöglichkeiten. Sie fängt tief genug an: bei den schrillen Sphären von Verbrechen, Prostitution, und sie steigt hoch genug hinauf, so hoch es, soziologisch, überhaupt in diesem Leben möglich ist: zum Kapitalisten, zur Macht. Zwischen jener Hölle und diesem Paradies stehen die ungleichen Schichten des Purgatoriums: hier athmet der Arbeiter, der Bürger, der Künstler, der kleine selbständige Unternehmer, und athmet eine gemischte Luft.

Aus diesen drei ganz scharf von einander getrennten Welten besteht die Welt überhaupt. Das kann man sagen; und jede von ihnen hat ihre Wissenschaft der Gemeinsamkeit. Was Simmel von dieser aufgedeckt hat, muß man hören und immer hören gehen. Er enthüllt alle Voraussetzungen, auf denen diese tausendfach verschiedenen Menschen leben, mit einer unbeschreiblichen Feinheit, mit grausamer Feinheit geradezu.

Was ist Liebe? Was sind die Mitmenschen? Was ist die Einsamkeit?

Ja, wie merkwürdig eigentlich: Das sind Fragen, die man an den Dichter richtet. Immer wieder sagen die Dichter, was die Liebe sei, was die Mitmenschen seien und was die Einsamkeit sei, ganz besonders.

Jetzt meldet sich der Wissenschaftler; und seine analytischen Tabellen über die Liebe und die Mitmenschen, seine Mathematik der Einsamkeit ist (man muß es schon heraussagen) dem Leben gleicher, tiefer und schöner als die Sprache des Dichters. Man könnte ein Buch schreiben über Simmel, den Philosophen der Soziologie; ich habe hier leider nur Raum für dieses eine Wort.

Ein Wort endlich auch für uns noch, die wir ihn nicht mehr hören werden, nicht mehr sehen werden. Ein Trostwort. Das muß natürlich auf seine Bücher hinweisen.

Wer ihn einmal gehört hat, Der wird sich doch in sie so hin-

einlesen können, daß ihm gleichsam ist, als hörte er ihn wieder. In seiner Schrift wird man gerade so wie in seiner Rede die hartnäckige Lust, zu folgern, gleich herausfinden, sich in Folgerungen hineinzuwühlen, ich möchte schon sagen: wie in einem Rausch an Schlüssen.

Der Andere muß die Abstraktion dieses methodischen Kopfes in die Hand nehmen, seine Bücher also, und muß sehen, wie er weiterkommt. Leicht ist sicher nicht, ihn zu lesen, ohne ihn je gehört zu haben. Das weiß ich. Und daß Dies an sich ein Wenig erstaunlich ist, muß man allerdings immer wieder sagen.

Bei den flachen Köpfen ist es ganz natürlich, daß ihre Gedanken nach mehr aussehen, wenn sie vorgetragen werden, als wenn man sie, zu schwarzen Körpern geworden, in der Hand hält. Bei Simmel aber handelt es sich gar nicht darum, daß er etwa sich durch die Aussprache mehr Wirkung verschaffen will; ich brauchte das nicht erst zu betonen. Vielmehr: daß man so erst erfährt, wie er selbst zu seinen Gedanken kommt, und ihm dann also leichter folgen kann. Daß man also ihn einfach arbeiten sieht. (Bei den Flachköpfen ist Das genau umgekehrt: gerade, indem sie einen Vortrag halten, wissen sie alles Bezweifelbare und Dunkle gut zu vertuschen und rasch zu übergehen.)

Aber es kann doch kein Zweifel sein, daß auch Der auf seine Rechnung kommt, der ihn liest, ohne ihn gehört zu haben. Das ist mein Trostwort, das ich mir für den Schluß aufgespart habe: geduldig weiterlesen. Obgleich die Sprache auch nicht leicht ist. Sich in diesen restlos Geistigen hineingraben mit dem eigenen Geist. Alles Nichtgedankliche tut man bald von selbst ab, wenn man ihn liest, denn da ist es, wie bei Keinem sonst, ein Hindernis.

Und noch einmal das Trostwort, warum man die gewundenen Wege gehen soll, die dieser Geist zeichnete: Gott sei Dank, nicht, um die Welträthsel zu lösen, sondern zu einem ernsteren Zweck: um nämlich eben diese Räthsel anzuerkennen, wie sie es verdienen, um uns aber unsere Stellung zu ihnen festzusetzen. Um weniger eine Erklärung, denn dafür gibt es doch keine, aber um eine Verständigung mit dem soziologischen Problem des Daseins, ein Befreunden, ein Ordnen seiner Kräfte und ihrer unbestimmten Wirkungen, als Ethik und Moral eine Vergeistigung des Empfindens, des Handelns, des Lebens überhaupt in diesem Leben festzusetzen.

Theodor Tagger.

Kleinstadt und Großstadt.

Gewohnheit log Dir dort: die stille Sorge
sei tot und eingegraben hinterm Fachwerk
und grünem Epheu und bemoosten Schindeln;
und nimmer fähe Dir aus toten Gassen
durch Zaungerank hämisch ein fremdes Auge
auf Scham und Reue Deiner zagen Seele.

Und Sehnsucht zeigte Dir die goldnen Bilder
von Pracht und Macht, vertausendfachtem Willen
zu hehrer Höhe, Gluth der Schöpferwonnen;
Und ließ Dich ruhig in gemessenen Zeiten
nach Deines Herzen Rhythmus vorwärtsschreiten,
bis Dich am Ziel das Aug' der Welt entdeckte.

Da, plötzlich, lehnt an marmornen Palästen
auf hellem Markt und schamlos, was Dich ängstet,
und nennt sich Dein! Und zeigt, wie Du auch schauderst,
Dein Schicksal Dir und zeigt es allem Volke;
hetzt Dich durch Blut, das Mächtiger Wurzeln trinken,
und Deine schönsten Kronen trägt die Gasse.

Verdamm den Wirbel, der Dich schwach und klein macht,
verdamm Dich selbst und greife wie im Traume
mit heißen Händen nach dem fremden Willen,
der hart und rastlos über Dich hinweggeht.
Hier würgt Dich Einsamkeit. Nun hör' im Rauschen
und fühl: Beim Sinnen ward Dein Wollen matt!
Was Du gewohnt, sehnsüchtig zu erlauschen,
Gellt aus der Wirrsal dieser Riesenstadt.

Schwerin. Hermann Strauß-Olsen.



Selbstanzeigen.

Das Popol Wuh, die mythische Geschichte des Kiče-Volkes in Guatemala, nach dem Original-Texte übersetzt und bearbeitet von Noah Elieser Pohorilles. Einleitung in das Popol Wuh von Wolfgang Schultz. Band VI, 1 und VI, 2 der bei J. C. Hinrichs in Leipzig erscheinenden Mythologischen Bibliothek.

Eine originelle Kosmogonie mit eingeflochtenen Märchen und stammesgeschichtlichen Daten, kulturgeschichtlich von einigem Wert, weil darin Kultbräuche, besonders Menschenopfer, beschrieben, landwirthschaftliche, gewerbliche Beschäftigungen und Kunstübungen erwähnt werden; man wundert sich, einen Ballspielsaal genannt zu finden. Herr Pohorilles hat im Auftrag der Gesellschaft für vergleichende Mythologie die schwierige Aufgabe übernommen, aus den beiden fast unzugänglich gewordenen Uebersetzungen, einer französischen und einer spanischen, mit Hilfe des in der Indianersprache verfaßten Originals eine brauchbare deutsche Ausgabe herzustellen, und ein Fachmann, Herr Wolfgang Schultz, hat die Einleitung oder den Kommentar dazu geliefert. Weil sich doch auch Nichtfachleute für Mythologie interessiren, möchte ich den Wunsch des Herrn Pohorilles (ich hatte ihn vor zwei Jahren als Verfasser einer guten Einführung in die Erkenntnißtheorie Eduards von Hartmann kennen gelernt) erfüllen und sein Werk in der „Zukunft" anzeigen, obwohl ich auf diesem Gebiet ganz und gar nicht zuständig bin. Aufgefallen sind mir starke Anklänge an die Bibel; und ich dachte natürlich, der Indianer, der die mündlich und bilderschriftlich überlieferten Sagen mit lateinischen Buchstaben niedergeschrieben hat, wird Manches von Dem eingemischt haben, was er von spanischen Priestern und Mönchen vernommen hatte. Wolfgang Schultz versichert, in den kosmologischen und mythischen Theilen des Buches sei „kein Hauch christlichen Einflusses zu bemerken". Was Unsereinem biblisch vorkommt, ist ihm „elamisch" und wahrscheinlich über Japan nach Amerika gelangt.

Leibniz. Von Franz X. Kiefl. (Ein Band der bei Kirchheim & Co. in Mainz erscheinenden Weltgeschichte in Charakterbildern.)

Für Philosophie-Studenten ist ausreichend gesorgt durch das 1902 bei N. G. Elwert in Marburg erschienene vortreffliche Werk von Dr. Ernst Cassirer „Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen" und durch die von Dr. A. Buchmann übersetzten und von Cassirer mit guten Einleitungen versehenen Hauptschriften Leibnizens zur Grundlegung der Philosophie, die seit 1904 als Bände der Philosophischen Bibliothek in der Dürrschen Buchhandlung zu Leipzig herauskommen. Aber Leibnizens Universalgenie hat so tief und stark das Geistesleben der Kulturwelt befruchtet und befruchtet es noch heute, seine Physik und sein Antheil an der Ausbildung der Infinitesimalrechnung und seine Gründung von Akademien haben einen solchen Einfluß auf den Fortschritt der Naturwissenschaften geübt und seine

vielseitige politische Thätigkeit hat ihn in so enge Berührung mit allen bedeutenden Menschen seiner Zeit gebracht (man findet in Kiefls Buche ihre Bildnisse), daß jeder Deutsche Anspruch auf ein vollständiges Lebens- und Schaffensbild des großen Mannes hat. Der philosophisch wohlgeschulte katholische Dogmatiker Kiefl befriedigt diesen Anspruch; und die bekannte schöne Ausstattung der Manzischen Bände ist eine angenehme Zugabe. Die Universalität und Internationalität haben Leibniz nicht gehindert, ein guter deutscher Patriot zu sein; im Gegentheil: er stellte seine internationalen Beziehungen in den Dienst seines Volkes und Vaterlandes. In der Zeit der schmachvollsten Erniedrigung Deutschlands, nach dem Ryswicker Frieden, der ihn tief schmerzte, schrieb er eine „Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben", und aufs Neue erregte ihn Entrüstung gegen die Franzosen, als deren Politik Oesterreich hinderte, nach den Erfolgen des Prinzen Eugen die Türken aus Europa vollends zu vertreiben; schon hatte man ein Projekt zur Theilung der Türkei ausgearbeitet. Das Geld und die Weiber bezeichnete er als die Instrumente, deren sich die französische Politik bediene, die Einigung und Kraftentfaltung der deutschen Nation zu hintertreiben. Die Leibnizbiographie nimmt darum eine hervorragende Stelle ein in der Abtheilung der Manzischen Charakterbilder, die „den europäischen Freiheitkampf gegen die Hegemonie Frankreichs auf dem geistigen und dem politischen Gebiete" darstellt.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.

Richard Wagners Meisterwerke. Berlin, A. Weichert.

Diese Einführung in Wagners Wesen und Werk ist kritisch. Sie stellt sich bewußt in die Mitte zwischen die Panegyrik eines Chamberlain et deorum minorum und die Negationen Nietzsches und Emil Ludwigs, dessen Wagnerbuch stark angefeindet, aber mit guten Gründen vom Herausgeber der „Zukunft" vertheidigt wurde. Es sieht in Wagner nicht „den Meister schlechthin", sondern ein seltsames und einmaliges Ereigniß. Das Ideal seiner Oper erscheint nicht als das Ideal der Oper überhaupt. Seine Prosaschriften in ihrer Problematik werden nicht als Offenbarungen eines Propheten, sondern als begreifliche subjektive Propagandaschriften und Nothprodukte eines Kämpfers gewerthet. Wenn, bei aller Abneigung gegen superlativistische Panegyrik und aller Anerkennung vieler Einwände Nietzsches, Wagner Diesem gegenüber doch objektiver gewürdigt wird, so geschieht es, von dem Großen und Bleibenden in Wagners Leistungen im Einzelnen abgesehen, deshalb, weil der Kontrast zwischen Wagner und Nietzsche der zwischen Synthetiker und Analytiker ist und dem Biographen der Synthetiker näher und als Totalität höher zu stehen scheint. Die Hyperanalytik ist die Gliederkrankheit der neuen Kunst und der Zeiger der Zeit scheint wieder nach Synthese und Konzentration zu weisen. Paul Friedrich.

Gläserne Wände. Roman. Morawe & Scheffelt in Berlin.

Das Werk ist ein Stück Zeitgeschichte, im Gewand eines Lebensbildes. Ein armer, jüdischer Fuhrmannssohn aus einer Kleinstadt des preußischen Ostens kommt durch sein Talent empor und stirbt als Großindustrieller in Berlin. Die politischen und sozialen Zustände auf seinem Wege, gesehen von ihm als überzeugtem Juden, an dessen Verdienst und Charakter kein Stäubchen haftet, bilden den Inhalt. Daß seine Erfahrungen ihn in der Treue zum Judenthum bestärken und bis zum Kampfe dafür treiben, ergiebt sich als Resultat. Sein Schicksal ist verflochten mit der ostmärkischen Städteentwickelung, als deren Begründer und historischer Bahnbrecher der Oberbürgermeister der Provinzialhauptstadt erscheint. Grundmotive bilden ferner die Wirkungen völliger persönlicher Hingabe an große geschäftliche Unternehmungen, wie sie bei der Schärfe des Konkurrenzkampfes nothwendig wird und hier zu innerer Verarmung und zur Entfremdung von der Familie, selbst unter äußeren Erfolgen, führt; ferner die Gegensätze der Generation und insbesondere des Berlin vor dreißig Jahren und von heute; endlich die Konsequenzen irrthümlicher Wahl der Gattin für Rasse und Familienschicksal. Als Zeitbild stellt das Werk Zeitgenossen dar, nicht photographisch, sondern typisch-individuell; es hat keine Tendenz, wohl aber ein Ziel und einen Sinn. Alfred Knobloch.

Antiquitäten. Zweiter Roman der Reihe Hamburg. Karl Reißner in Dresden. Vier Mark.

Treue und Glauben im Verkehrsleben scheinen mir ins Wanken gekommen zu sein. Eine häßliche, amerikanische „Smartneß“, die der Hamburger Kaufmann „berlinisch“ nennt, beginnt, alte, gefestigte Anschauungen zu verdrängen. Der Leitsatz macht sich breit: Gut ist der Erfolg. Gegen diese Anschauungen, die Treue und Glauben zu den „Antiquitäten“ rechnen, mache ich in meinem neuen Roman Front. Ich beleuchte darin die Manipulationen mehrerer Kunsthändler und eines Hamburger Kaufmanns, die darin gipfeln, einen gefälschten Goya an den Mann zu bringen. Von dem Verkauf dieses gefälschten Bildes hängt es ab, ob die Firma des Kaufmannes, die durch das Erdbeben in Messina schwere Verluste gehabt hat, sich durchhalten kann oder nicht. Der Verkauf gelingt; die Firma ist gerettet. Der üble Einfluß solcher Anschauungen auf das moralische Empfinden, auf das Seelenleben des Thäters zeigt sich dann in der Wahl seiner Ehefrau; alle ethischen Werthe schiebt er auch hier weg. Das sittliche Gesetz in ihm geht verloren. Man wird mir entgegenhalten, daß ich zu schwarz gesehen habe. Man wird meinen Standpunkt agrarisch nennen. Wenn man damit die Hochachtung von Treue und Glauben bezeichnet, bin ich zufrieden. Ob ich richtig gesehen habe, wird die Weiterentwickelung Deutschlands zeigen. Werner von der Schulenburg.

B. E. W.

Die Stadt Berlin hat ihren Vertrag mit den Berliner Elektrizität-Werken zum ersten Oktober 1915 gekündigt und der Gesellschaft mitgetheilt, daß die Anlagen der BEW an diesem Tag in das Eigenthum der Stadt übergehen sollen. Natürlich nicht gratis und franko, sondern zum „Buch- oder Schätzungwerth“. Es handelt sich um ein Objekt von 125 Millionen. Keine Bagatelle also. Deshalb wird seit Wochen das Thema „BEW und Berlin“ mit hitzigem Eifer beredet. Alle Register sind gezogen, die Kämpfe der Meinungen mit gewaltigem Orgelton begleitet worden. „Nieder mit dem Privatmonopol“; „An die Laterne das Großkapital“; „Es lebe das freie Recht der Städte.“ Der berliner Bär hat sich stolz in die Höhe gereckt. Und der gute Bürger weiß, daß es um Grundsätze geht. Die Elektroindustrie ist anmaßend geworden und pocht auf ihr Monopol. Dem „Großkapital“ muß man das Handwerk gründlich legen; sonst bilden sich die Geldprotzen ein, sie brauchten sich nur hinzustellen und zu fragen: „Was kostet Berlin?“ Das ist so ungefähr die Tonart, die gegen BEW und AEG angeschlagen wird. Auch die sachlich abwägenden Beurtheiler des Gegenstandes scheuen sich, die Leistung der Privatgesellschaft unbedingt anzuerkennen, und möchten der AEG, damit sie nicht wachse, mindestens die Möglichkeit eines Lieferungmonopols nehmen.

BEW und AEG gehören zusammen. Die AEG hat bei der BEW Gründerrechte. Das heißt: ihr steht das Recht zu, bei jeder Neuemission von Aktien die Hälfte des Betrages zum Parikurs zu beziehen. Die AEG hat die Geschäfte der BEW zu führen, die verpflichtet sind, alle baulichen und maschinellen Einrichtungen von der AEG zu beziehen. Die BEW müssen der AEG den elektrischen Strom zum Selbstkostenpreis liefern. Sie haben außerdem das Privileg der Lieferung von Elektrizität innerhalb eines Kreises, dessen Mittelpunkt das berliner Rathhaus ist und dessen Radius 30 Kilometer umfaßt. Zwei Verträge gelten also heute: einer zwischen BEW und AEG und einer zwischen BEW und der Stadt Berlin. Der erste Pakt war zwischen der Stadt und der AEG geschlossen worden. An deren Stelle sind später die BEW getreten, die heute mit 64,10 Millionen Aktienkapital, 4,87 Millionen Reserven und 56,4 Millionen Obligationen arbeiten. Die BEW hatten am dreißigsten Juni 1913 43 816 Abnehmer. Angeschlossen waren: 1,76 Millionen Glühlampen, 45 755 Bogenlampen, 40 033 Motoren, 7338 Apparate. Die Länge der verlegten Kabel betrug 8306 Kilometer. Die Ziffern geben einen Begriff von dem Umfang des Unternehmens, um das der Kampf geführt wird. Die Stadt Berlin hat die Stromversorgung einer Privatgesellschaft übertragen und sich dafür natürlich einen großen materiellen Vortheil gesichert. Der bildet den Kern des Vertrages. Im Jahr 1913 bekam der Stadtfiskus von den BEW 7,18 Millionen; die Aktionäre schluckten nur 6,19. Das Verhältniß zwischen beiden

Zahlen deutet nicht auf eine Schädigung der Stadt. Aber die Freunde der „Verstadtlichung“ der BEW meinen, daß der Kämmerer aus dieser Quelle mehr Geld schöpfen könne, als ihm bisher überwiesen wurde; deshalb verlangen sie, daß kein Vertrag mehr abgeschlossen werde. Nachzuweisen wäre nun, daß (nicht ein beliebiges städtisches Elektrizitätwerk, sondern) gerade die BEW besser verwaltet werden, wenn sie unter dem Einfluß städtischer Beamten stehen: sonst, wenn die Leistung nur bleiben könnte, wie sie bis jetzt war, dürfte man mit der bewährten Einrichtung nicht experimentiren. Die Gegner des Privatunternehmens haben behauptet, daß die städtischen Werke in Köln, Frankfurt, Aachen, Potsdam größeren Nettoüberschuß abwerfen als die BEW. Aber diese Behauptung ist nicht als wahr erweislich, weil ein genauer Vergleich der verschiedenen Anlagen mit einander nicht möglich ist. Stets wird ja auch zugegeben, daß die Kommunalisirung großer Privatwirthschaftbetriebe von langer Erfahrung nicht nach festgelegten Grundsätzen von allgemeiner Geltung zu betreiben sei.

Die AEG hat mitgetheilt, daß Aufträge und Umsatz am dreißigsten April 1914 die Summe von 784 Millionen erreichten (105 mehr als im Vorjahr). Läßt sich ein Wirthschaftbetrieb von so ungeheurer Größe überhaupt noch von einem bestimmten Absatzgebiet ausschalten? In dem Format der Leistung kann sich ein Monopol ausdrücken; gegen diese Art der Ueberlegenheit ist aber mit Gewalt nichts auszurichten. Die AEG (letzten Endes richtet sich natürlich der Kampf gegen sie, da sie ja die BEW beherrscht) wird, durch ihre innere Kraft, immer einen gewissen Prozentsatz des Absatzes an sich ketten. Den kann ihr auch die Stadt Berlin nicht nehmen. Käme es zu freier Konkurrenz, so würde die AEG unter den Wettbewerbern die selbe Stellung haben, die ihr jetzt der Vertrag giebt. Man wendet auf die großen Elektroconcerns gern das Schlagwort „Monopol“ an, obwohl es durch den Konkurrenzkampf unter den Riesen doch bündig widerlegt wird. Wenn Einer das Monopol hätte, also den Markt beherrschte, gäbe es keinen Wettkampf. Wer tadelt, daß die großen Firmen einander in den Preisen rücksichtlos unterbieten, darf nicht mit dem selben Athem gegen das Elektrizitätmonopol zetern. Die Feinde des Privatbetriebes übersehen auch das Verhältniß, in dem die Produktion der AEG zur Gesammtleistung der deutschen Elektroindustrie steht. Die wird auf 1500 Millionen Mark im Jahr geschätzt. Davon liefert die AEG vielleicht die Hälfte. Wer 50 Prozent, im Höchstfall, kontrolirt, hat noch kein Monopol. Dem amerikanischen Stahltrust wurde von einer staatlichen Untersuchungskommission bescheinigt, daß die Herrschaft über 60 Prozent der Produktion zwar ein Uebergewicht, doch kein ungesetzliches Monopol ergebe. Und die AEG hat kürzere Arme als die Amerikaner.

Die AEG hat nicht versucht, mit der Anführung dieser Thatsachen ihre Position im Kampf um den Vertrag zu stärken. Sie ist, im Gegensatz zu den Freunden der Stadt, still; und wartet. Dem Magistrat wurde eine Denkschrift überreicht, die das Angebot der Elek-

trizitätgesellschaft enthält. Deren Bedingungen werden als ungenügend bezeichnet (nicht von der Stadt, sondern von ihren Herolden), weil die Stadtpartei nichts mehr von Verträgen wissen will und überzeugt ist, daß die Kommune bessere Geschäfte mit den Werken machen wird als der Privatunternehmer. Zu beweisen ist diese Behauptung nicht; denn das Zahlenmaterial ist bisher nur von der Aktiengesellschaft geliefert worden. Die Stadt hat noch keinen Versuch gemacht, auf den sie sich berufen könnte. Kann der Nettoüberschuß des Betriebes beträchtlich gesteigert werden, dann bleibt nur die Annahme, daß der Gewinn der AEG aus Lieferungen an die BEW einen großen Theil des Ertrages geschluckt hat. Die Beseitigung dieser „Abgabe an das Privatkapital" böte die einzige Möglichkeit, den Ueberschuß zu erhöhen. In der Wirklichkeit hat sich die AEG mit einem durchaus nicht hohen Zuschlag zum Selbstkostenpreis begnügt. So schlau waren die Herren doch auch, daß sie mit der Kündigung des Vertrages und der ausführlichen Erörterung ihres Verhältnisses zu den BEW rechneten. Bei der großen Konkurrenz und dem Mißmuth, der in anderen Werken wegen der bevorzugten Stellung der BEW entstand, mußte die Geschäftsverbindung immer gegen jede Kritik gerüstet sein.

Wenn die AEG nun verlangt, daß ihr künftig 50 Prozent der Lieferungen zugesichert werden, so fordert sie nicht zu viel. Werden die Werke städtisch und schreiben sie freie Konkurrenz für ihre Lieferanten aus, so wird die AEG mindestens den dritten Theil der Aufträge nach Haus tragen. Denn die städtischen Verwalter dürfen eine Offerte, die bei niedrigem Preis beste Arbeit sichert, nicht ablehnen. Die AEG ist also gar nicht aus der Rechnung zu streichen, mag man ihr einen neuen Vertrag geben oder nicht. Die Stadt aber kann die Preise der AEG stets kontroliren: braucht sie ja nur den Angeboten der Konkurrenz zu vergleichen und kann, wenn sie ihr nicht passen, andere Bedingungen fordern. Die AEG ist bereit, der Stadt die Majorität im Aktienkapital zu überlassen. Berlin soll 20 Millionen Mark Gratisaktien bekommen, die ein verstärktes Stimmrecht haben, so daß die Ueberlegenheit der städtischen Stimmen gewahrt bleibt. Damit sind die Gegner nicht zufrieden. Die 20 Millionen ergeben, nach dem Tageskurs der BEW-Aktie, ein Kapital von 34 Millionen. Da die Aktie 12 Prozent Dividende bringt, müßte sie eigentlich über 170 Prozent werth sein. Ihr Kurs ist unter dem Druck der unsicheren Zukunft entstanden; die 34 Millionen sind also ein Mindestwerth. Aber die Gegner der AEG rechnen mit einem Dividendenrückgang, den die Erhöhung des Kapitals bewirken werde. Das ist nur Vermuthung. Da die AEG ein neues, großes Fernwerk zur Gewinnung billigen Stromes bauen wird (die BEW haben, zu diesem Zweck, Braunkohlenfelder in der Nähe von Bitterfeld für 7 Millionen Mark angekauft) und die geplante Verbilligung des Tarifs (einmal sind die Preise für den Verbrauch schon erniedrigt worden) den Konsum steigern wird, liegt kein Grund vor, schlechtere Dividenden zu fürchten.

Die BEW eignen sich besonders gut zu einer gemischt-wirthschaftlichen Unternehmung. Von dieser Wirthschaftform hat man in letzter Zeit oft gehört. Die Elektrizitätindustrie hat sich mit ihr ernstlich beschäftigt, weil sich in ihrem Bereich die Grenzlinien der Privatwirthschaft und des Allgemeininteresses oft genug schneiden. Freilich wird darüber geklagt, daß auch in einem Betrieb, der von Beamten und Industrieleuten zugleich beaufsichtigt wird, die Geschäftsmenschen stärker seien. Die GWU sei also nur eine Konzession an die Oeffentliche Meinung und lasse in der Praxis Alles beim Alten. Vielleicht. Dann wäre damit nur bewiesen, daß die Leistungen des Privatkapitals von einer gekünstelten Reform nicht zu entwerthen sind. Aber selbst die Leute, die sonst für die GWE eine Lanze gebrochen haben, wollen diesen „Mittelweg" jetzt nicht wählen. Nun könnte man ja ruhig sagen: „Mag die Stadt die BEW übernehmen, wenn sie durchaus will." Die Gesellschaft hat sich mit dieser Möglichkeit abgefunden. Sie hat schon vor Jahr und Tag den größten Theil des Aktienkapitals der Elektrizität-Lieferung-Gesellschaft (ELG), der finanziellen Trustgesellschaft der AEG, erworben, um die Zukunft der eigenen Unternehmungen in jedem Fall zu sichern. Die Aktionäre der BEW würden also die Chance, die ihnen der Antheil an ihrer Gesellschaft bietet, behalten.

Die Hauptgefahr sehe ich darin, daß die Verstadtlichung der BEW, mit ungenügender Bürgschaft für Zukunft und Erfolg, ein schlimmes Beispiel giebt. Warum soll das Handeln der mächtigsten deutschen Kommune nicht Nachahmer finden? Die Monopolisirung der deutschen Elektrizitätindustrie durch die Städte wäre aber kein Segen. Der Vorgang Englands beweist es; die Produktion der elektrotechnischen Industrie ist dort viel geringer als in Deutschland: 350 Millionen Mark im Jahreswerth gegen 1500 Millionen bei uns. Schuld daran ist die falsche Elektrizitätpolitik, die nur von Städten und Grafschaften gemacht wird. Wo die Behörden den Lauf des elektrischen Stromes bestimmen, fließt er viel langsamer als unter dem belebenden Antrieb des privaten Erwerbwillens. Soll sich die deutsche Industrie auf einen Zustand ähnlicher Vereisung einrichten? Das könnte nöthig werden, wenn Magistratsbeamte die Kaufleute in der Leitung ablösen. Die elektrotechnische Industrie ist Kraft- und Arbeitquelle für andere Industrien und Gewerbe. Die würden von jeder Schädigung dieser Industrie mit betroffen. Aus der Verstadtlichung der BEW und aus ihren Folgen könnte also eine allgemeine Industrieschwachheit entstehen. Und gerade die Spezialfabriken der Elektrizitätindustrie, die so laut gegen die AEG toben, werden vielleicht enttäuscht werden. Die Städte können ihre Aufträge ja doch nur den billigsten und leistungfähigsten Firmen geben; und den Spezialisten bliebe die Konkurrenz, der sie entgehen möchten, nicht erspart. Die Stadt Berlin aber nimmt mit der Verwaltung der BEW eine schwere Verantwortung auf sich. Nicht nur vor den Steuerzahlern, sondern auch vor der Privatwirthschaft. Daran wird man sie einst mahnen. Ladon.

Wie der Krieg einst aussah.

Dem Feldzug, den Oesterreicher, Preußen und königische Franzosen im Sommer 1792 gegen die französischen Jakobinerheere begannen, hat niemals die Gunst der Gestirne gelächelt. Das Wetter war abscheulich, die Ruhrkrankheit wurde zur Armeeseuche und hinter dem Söldneraufwand stand weder ein entschlossener Volkswille noch die ruhige Kraft einer Organisation, die das Genie des Einzelnen und der Masse für eine Weile ersetzen mag. Heute zu lesen, wie damals, in dem Gelände, wo jetzt wieder gekämpft wird, der Krieg geführt, mit welcher beinahe behaglichen Gelassenheit von den Angreifern der Weg, der ans Ziel führen sollte, gesucht und beschritten wurde: daraus entsteht ein wehmüthiges Ergötzen. Und weil Goethes „Campagne in Frankreich" Manchem zu langwierig ist, habe ich aus dem bunten Werkchen ein paar Bruchstücke gewählt, in denen unsere Stimmung sich spiegeln könnte.

Gleich nach dem Eintritt in Frankreich stießen beim Rekognoszieren fünf Eskadronen Husaren auf tausend Chasseurs, die von Sedan her unser Vorrücken beobachten sollten. Die Unsrigen, wohl geführt, griffen an; und da die Gegenseitigen sich tapfer wehrten, auch keinen Pardon annehmen wollten, gab es ein gräulich Gemetzel, worin wir siegten, Gefangene machten, Pferde, Karabiner und Säbel erbeuteten, durch welches Vorspiel der kriegerische Geist erhöht, Hoffnung und Zutrauen fester gegründet wurden. Der Aufbruch aus diesen halb erstarrten Erd- und Wasserwogen geschah langsam und nicht ohne Beschwerde: denn wie sollte man Zelte und Gepäck, Monturen und Sonstiges nur einigermaßen reinlich halten, da sich keine trockene Stelle fand, wo man irgendetwas hätte zurechtlegen und ausbreiten können! Die Aufmerksamkeit jedoch, welche die höchsten Heerführer diesem Abmarsch zuwendeten, gab uns frisches Vertrauen. Auf das Strengste war alles Fuhrwerk hinter die Kolonne beordert, nur jeder Regimentschef berechtigt, eine Chaise vor seinem Zug hergehen zu lassen; da ich denn das Glück hatte, im leichten, offenen Wägelchen die Hauptarmee für diesmal anzuführen ... Ueber Hügel und Thal sahen wir des Königs (von Preußen) Majestät sich eifrig zu Pferde bewegend, wie den Kern eines Kometen von einem langen, schweifartigen Gefolge begleitet. Kaum war jedoch dieses Phänomen mit Blitzesschnelle vor uns vorbei geschwunden, als ein zweites von einer anderen Seite den Hügel krönte oder das Thal erfüllte. Es war der Herzog von Braunschweig, der Elemente gleicher Art an und nach sich zog. Wir nun, obgleich mehr zum Beobachten als zum Beurtheilen geneigt, konnten doch der Betrachtung nicht ausweichen, welche von beiden Gewalten denn eigentlich die obere sei; welche wohl im zweifelhaften Fall zu entscheiden habe. Unbeantwortete Fragen, die uns nur Zweifel und Bedenklichkeit zurückließen. Man hörte die Kanonade von Thionville (Diedenhofen) und wünschte jener Seite guten Erfolg. Abends erquickten wir uns im Lager bei Pillon. Eine liebliche Waldwiese nahm uns auf: der Schatten erfrischte schon, zum Küchenfeuer war Gestrüpp genug bereit; ein Bach floß vorbei und bildete zwei klare Bassins, die beide sogleich von Menschen und Thieren sollten getrübt werden. Das

eine gab ich frei, vertheidigte das andere mit Heftigkeit und ließ es sogleich mit Pfählen und Stricken umziehen. Ohne Lärm gegen die Zudringlichen ging es nicht ab. Da fragte einer von unseren Reitern den anderen, die eben ganz gelassen an ihrem Zeug putzten: „Wer ist denn Der, der sich so mausig macht?“ „Ich weiß nicht“, versetzte der andere, „a'er er hat Recht.“

Also kamen nun Preußen und Oesterreicher und ein Theil von Frankreich, auf französischem Boden ihr Kriegshandwerk zu treiben. In wessen Macht und Gewalt thaten sie Das? Sie konnten es in eignem Namen thun: der Krieg war ihnen zum Theil erklärt, ihr Bund war kein Geheimniß; aber nun ward noch ein Vorwand erfunden. Sie traten auf im Namen Ludwigs des Sechzehnten; sie requirirten nicht, aber sie borgten gewaltsam. Man hatte Bons drucken lassen, die der Kommandirende unterzeichnete, Derjenige aber, der sie in Händen hatte, nach Befund beliebig ausfüllte; Ludwig XVI. sollte bezahlen. Vielleicht hat nach dem Manifest nichts so sehr das Volk gegen das Königthum aufgehetzt wie diese Behandlungart. Ich war selbst bei einer solchen Szene gegenwärtig, deren ich mich als höchst tragisch erinnere. Mehrere Schäfer mochten ihre Heerden vereinigt haben, um sie in Wäldern oder sonst abgelegenen Orten sicher zu verbergen; von thätigen Patrouillen aber aufgegriffen und zur Armee geführt, sahen sie sich zuerst wohl und freundlich empfangen. Man fragte nach den verschiedenen Besitzern, man sonderte und zählte die einzelnen Heerden. Sorge und Furcht, doch mit einiger Hoffnung schwebte auf den Gesichtern der tüchtigen Männer. Als sich aber dieses Verfahren dahin auflöste, daß man die Heerden unter Regimenter und Compagnien vertheilte, den Besitzern hingegen ganz höflich auf Ludwig den Sechzehnten gestellte Papiere überreichte, indessen ihre wolligen Zöglinge von den ungeduldigen, fleischlustigen Soldaten vor ihren Füßen ermordet wurden: so gesteh' ich wohl, es ist mir nicht leicht eine grausamere Szene und ein tieferer männlicher Schmerz in allen seinen Abstufungen jemals vor Augen und zur Seele gekommen. Die griechischen Tragoedien allein haben so einfach tief Ergreifendes.

Vom heutigen Tag, der uns gegen Verdun bringen sollte, versprachen wir uns Abenteuer; und sie blieben nicht aus. Der auf- und abwärts gehende Weg war schon besser getrocknet, das Fuhrwerk zog ungehinderter dahin, die Reiter bewegten sich leichter und vergnüglich. Es hatte sich eine muntere Gesellschaft zusammengefunden, die, wohl beritten, so weit vorging, bis sie einen Zug Husaren antraf, der den eigentlichen Vortrab der Hauptarmee machte. Der Rittmeister, ein gesetzter Mann, schon über die mittleren Jahre, schien unsere Ankunft nicht gern zu sehen. Die strengste Aufmerksamkeit war ihm empfohlen: Alles sollte mit Vorsicht geschehen, jede unangenehme Zufälligkeit klüglich beseitigt werden. Er hatte seine Leute kunstmäßig vertheilt; sie rückten einzeln vor in gewissen Entfernungen und Alles begab sich in der größten Ordnung und Ruhe. Menschenleer war die Gegend, die äußerste Einsamkeit ahnungvoll. So waren wir, Hügel auf, Hügel ab, über Mangienne, Damvillers, Wauville und Ormont gekommen, als auf einer Höhe, die eine schöne Aussicht gewährte, rechts in den Weinbergen ein Schuß fiel, worauf die Husaren sogleich zufahren, die nächste Umgebung zu

untersuchen, Sie brachten auch wirklich einen schwarzhaarigen, bärtigen Mann herbei, der ziemlich wild aussah und bei dem man ein schlechtes Terzerol gefunden hatte. Er sagte trotzig, daß er die Vögel aus seinem Weinberg verscheuche und Niemand etwas zu Leide thue. Der Rittmeister schien, bei stiller Ueberlegung, diesen Fall mit seinen gemessenen Ordres zusammenzuhalten und entließ den bedrohten Gefangenen mit einigen Hieben, die der Kerl so eilig mit auf den Weg nahm, daß man ihm seinen Hut mit großem Lustgeschrei nachwarf, den er aber aufzunehmen keinen Beruf empfand.

Der Morgen war frisch, aber trocken; wir gingen, theils gebraten, theils erstarrt, wieder auf und ab und sahen an den Weinbergsmauern sich auf einmal Etwas regen. Es war ein Piket Jäger, das die Nacht da zugebracht hatte, nun aber Büchse und Tornister wieder aufnahm, hinab in die niedergebrannten Vorstädte zog, um von da aus die Wälle zu beunruhigen. Einem wahrscheinlichen Tod entgegengehend, sangen sie sehr libertine Lieder, in dieser Lage vielleicht verzeihbar. Kaum verließen sie die Stätte, als ich auf der Mauer, an der sie geruht, ein sehr auffallendes geologisches Phänomen zu bemerken glaubte: ich sah auf dem von Kalkstein errichteten weißen Mäuerchen ein Gesims von hellgrünen Steinen völlig von der Farbe des Jaspis und war höchlich betroffen, wie mitten in diesen Kalkflözen eine so merkwürdige Steinart in solcher Menge sich sollte gefunden haben. Auf die eigenste Weise ward ich jedoch entzaubert, als ich, auf das Gespenst losgehend, sogleich bemerkte, daß es das Innere von verschimmeltem Brot sei, das, den Jägern ungenießbar, mit gutem Humor ausgeschnitten und zu Verzierung der Mauer ausgebreitet worden. Hier gab es nun sogleich Gelegenheit, von der, seit wir in Feindesland eingetreten, immer wieder zur Sprache kommenden Vergiftung zu reden; welche freilich ein kriegendes Heer mit panischem Schrecken erfüllt, indem nicht allein jede vom Wirth angebotene Speise, sondern auch das selbstgebackene Brot verdächtig wird, dessen innerer, schnell sich entwickelnder Schimmel ganz natürlichen Ursachen zuzuschreiben ist.

Es war den ersten September früh um acht Uhr, als das Bombardement der Festung Verdun aufhörte, ob man gleich noch immerfort Kugeln hinüber und herüber wechselte. Besonders hatten die Belagerten einen Vierundzwanzigpfünder gegen uns gekehrt, dessen sparsame Schüsse sie mehr zum Scherz als Ernst verwendeten. Auf der freien Höhe zur Seite der Weinberge, gerade im Angesichte dieses größten Geschützes, waren zwei Husaren zu Pferd aufgestellt, um Stadt und Zwischenraum aufmerksam zu beobachten. Diese blieben die Zeit ihrer Postirung über unangefochten. Weil aber bei der Ablösung sich nicht allein die Zahl der Mannschaft vermehrte, sondern auch manche Zuschauer in diesem Augenblick herbeiliefen und ein tüchtiger Klump Menschen zusammenkam, so hielten Jene ihre Ladung bereit. Ich stand in diesem Augenblick mit dem Rücken dem ungefähr hundert Schritt entfernten Husaren- und Volkstrupp zugekehrt, mich mit einem Freund besprechend, als auf einmal der grimmige, pfeifend-schmetternde Ton hinter mir hersauste, so daß ich mich auf dem Absatz herumdrehte, ohne sagen zu können, ob der Ton, die bewegte Luft, eine innere psychische, sittliche Anregung dieses Umkehren hervorgebracht. Ich sah die Kugel weit hinter der auseinander gestobenen

Menge noch durch einige Zäune ricochetiren. Mit großem Geschrei lief man ihr nach, als sie aufgehört hatte, furchtbar zu sein; Niemand war getroffen; und die Glücklichen, die sich dieser runden Eisenmasse bemächtigt, trugen sie im Triumph umher.

Gegen Mittag wurde die Stadt zum zweiten Mal aufgefordert und erbat sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Diese nutzten auch wir, uns etwas bequemer einzurichten, um zu proviantiren, die Gegend umher zu bereiten. Einige Unglücksfälle versetzten uns wieder bald in Kriegszustand. Ein Offizier von der Artillerie suchte sein Pferd zu tränken; der Wassermangel in der Gegend war allgemein; eine Quelle, an der er vorbeiritt, lag nicht flach genug, er begab sich nach der nah fließenden Maas, wo er an einem abhängigen Ufer versank; das Pferd hatte sich gerettet, ihn trug man tot vorbei. Kurz darauf sah und hörte man eine starke Explosion im österreichischen Lager, an dem Hügel, zu dem wir hinaufsehen konnten; Knall und Dampf wiederholte sich einigemal. Bei einer Bombenfüllung war durch Unvorsichtigkeit Feuer entstanden, das höchste Gefahr drohte; es theilte sich schon gefüllten Bomben mit und man hatte zu fürchten, der ganze Vorrath möchte in die Luft gehen. Bald aber war die Sorge gestillt durch rühmliche That kaiserlicher Soldaten, welche, die bedrohende Gefahr verachtend, Pulver und gefüllte Bomben aus dem Zeltraum eilig hinaustrugen. So ging auch dieser Tag hin. Am andern Morgen ergab sich die Stadt und ward in Besitz genommen.

Früh, am dritten September, hatte sich eine Gesellschaft zusammengefunden, an die ich mich anschloß, nach der Stadt zu reiten. Wir fanden gleich beim Eintritt große frühere Anstalten, die auf einen längeren Widerstand hindeuteten: das Straßenpflaster war in der Mitte durchaus aufgehoben und gegen die Häuser angehäuft; das feuchte Wetter machte deshalb das Umherwandeln nicht erfreulich. Wir besuchten aber sogleich die namentlich gerühmten Läden, wo der beste Liqueur aller Art zu haben war. Wir probirten ihn durch und versorgten uns mit mancherlei Sorten. Unter anderen war einer Namens Baume humain, welcher, weniger süß, aber stärker, ganz besonders erquickte. Auch die Dragéen, überzuckerte kleine Gewürzkörner in sauberen cylindrischen Deuten, wurden nicht abgewiesen. Bei so vielem Guten gedachte man nun der lieben Zurückgelassenen, denen Dergleichen am friedlichen Ufer der Ilm gar wohl behagen möchte. Kistchen wurden gepackt; gefällige, wohlwollende Couriere, das bisherige Kriegsglück in Deutschland zu melden beauftragt, waren geneigt, sich mit einigem Gepäck dieser Art zu belasten, wodurch sich denn die Freundinnen zu Hause in höchster Beruhigung überzeugen mochten, daß wir in einem Lande wallfahrteten, wo Geist und Süßigkeit niemals ausgehen dürfen.

Als wir nun darauf die theilweise verletzte und verwüstete Stadt beschauten, waren wir veranlaßt, die Bemerkung zu wiederholen, daß bei solchem Unglück, welches der Mensch dem Menschen bereitet, wie bei dem, was die Natur uns zuschickt, einzelne Fälle vorkommen, die auf eine Schickung, eine günstige Vorsehung hinzudeuten scheinen. Der untere Stock eines Eckhauses auf dem Markt ließ einen von vielen Fenstern wohl erleuchteten Fayenceladen sehen; man machte uns aufmerksam, daß eine Bombe, von dem Platz auf-

schlagend, an den schwachen steinernen Thürpfosten des Ladens gefahren, von ihm aber wieder abgewiesen, andere Richtung genommen habe. Der Thürpfosten war wirklich beschädigt, aber er hatte die Pflicht eines guten Vorfechters gethan; die Glanzfülle des oberflächlichen Porzellans stand in wiederspiegelnder Herrlichkeit hinter den wasserhellen, wohlgeputzten Fenstern.

Mittags am Wirthstische wurden wir mit guten Schöpfenkeulen und Wein von Bar traktirt, den man, weil er nicht verfahren werden kann, im Lande selbst aufsuchen und genießen muß. Nun ist aber an solchen Tischen Sitte, daß man wohl Löffel, jedoch weder Messer noch Gabel erhält, die man daher mitbringen muß. Von dieser Landesart unterrichtet, hatten wir schon solche Bestecke angeschafft die man dort, flach und zierlich gearbeitet, zu kaufen findet. Muntere resolute Mädchen warteten auf, nach der selben Art und Weise, wie sie vor einigen Tagen ihrer Garnison noch aufgewartet hatten.

Aber auch für solidere Genüsse war gesorgt: denn wie man gehofft und vermuthet hatte, fanden sich die besten und reichlichsten Vorräthe in der Festung und man eilte, vielleicht nur zu sehr, sich daran zu erholen. Ich konnte gar wohl bemerken, daß man mit geräuchertem Speck und Fleisch, mit Reis und Linsen und anderen guten und nothwendigen Dingen nicht haushältisch genug verfahre, welches in unserer Lage bedenklich schien. Lustig dagegen war die Art, wie ein Zeughaus oder Waffensammlung aller Art ganz gelassen geplündert ward. In ein Kloster hatte man allerlei Gewehre, mehr alte als neue, und mancherlei seltsame Dinge gebracht, womit der Mensch, der sich zu wehren Lust hat, den Gegner abhält oder wohl gar erlegt. Mit jener sanften Plünderung aber verhielt es sich folgendermaßen. Als nach eingenommener Stadt die hohen Militärpersonen sich von den Vorräthen aller Art zu überzeugen gedachten, begaben sie sich ebenfalls in diese Waffensammlung, und indem sie solche für das allgemeine Kriegsbedürfniß in Anspruch nahmen, fanden sie manches Besondere, welches dem Einzelnen zu besitzen nicht unangenehm wäre, und Niemand war leicht mit Musterung dieser Waffen beschäftigt, der nicht auch für sich Etwas herausgemustert hätte. Dies ging nun durch alle Grade durch, bis dieser Schatz zuletzt beinahe ganz ins Freie fiel. Nun gab Jedermann der angestellten Wache ein kleines Trinkgeld, um sich diese Sammlung zu besehen, und nahm dabei mit heraus, was ihm anstehen mochte. Mein Diener erbeutete auf diese Weise einen flachen, hohen Stock, der, mit Bindfaden stark und geschickt umwunden, dem ersten Anblick nach nichts weiter erwarten ließ; seine Schwere aber deutete auf einen gefährlichen Inhalt: auch enthielt er eine sehr breite, wohl vier Fuß lange Degenklinge, womit eine kräftige Faust Wunder gethan hätte. So zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen Erhalten und Verderben, zwischen Rauben und Bezahlen lebte man immerhin; und Dies mag es wohl sein, was den Krieg für das Gemüth eigentlich verderblich macht. Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden; man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in dem verzweifeltsten Zustand Hoffnung zu erregen und zu beleben; hierdurch entsteht nun eine Art von Heuchelei, die einen besonderen Charakter hat und sich von der pfäffischen, höfischen, oder wie sie sonst heißen mögen, ganz eigen unterscheidet.

Am dreizehnten September gab es eine Art von erschütternder Bewegung und zugleich von Hoffnung: man hörte auf unsrem rechten Flügel stark kanoniren und sagte sich: General Clerfayt sei aus den Niederlanden angekommen und habe die Franzosen auf ihrer linken Flanke angegriffen. Alles war äußerst gespannt, den Erfolg zu vernehmen.

Ich ritt nach dem Hauptquartier, um näher zu erfahren, was die Kanonade bedeute und was eigentlich zu erwarten sei. Man wußte daselbst noch nichts genau, als daß General Clerfayt mit den Franzosen handgemein sein müsse. Ich traf auf den Major von Weyrach, der sich aus Ungeduld und Langeweile soeben zu Pferde setzte und an die Vorposten reiten wollte; ich begleitete ihn und wir gelangten bald auf eine Höhe, wo man sich weit genug umsehen konnte. Wir trafen auf einen Husarenposten und sprachen mit dem Offizier, einem jungen hübschen Mann. Die Kanonade war weit über Grandprée hinaus und er hatte Ordre, nicht vorwärts zu gehen, um nicht ohne Noth eine Bewegung zu verursachen. Wir hatten uns nicht lange besprochen, als Prinz Louis Ferdinand mit einigem Gefolge ankam, nach kurzer Begrüßung und Hin- und Wiederreden von dem Offizier verlangte, daß er vorwärts gehen solle. Dieser that dringende Vorstellungen, worauf der Prinz aber nicht achtete, sondern vorwärts ritt, dem wir denn Alle folgen mußten. Wir waren nicht weit gekommen, als ein französischer Jäger sich von fern sehen ließ, an uns bis auf Büchsenschußweite heransprengte und sodann, umkehrend, eben so schnell wieder verschwand. Ihm folgte der zweite, dann der dritte, welche ebenfalls wieder verschwanden. Der vierte aber, wahrscheinlich der erste, schoß die Büchse ganz ernstlich auf uns ab; man konnte die Kugel deutlich pfeifen hören. Der Prinz ließ sich nicht irren und Jene trieben auch ihr Handwerk, so daß mehrere Schüsse fielen, indem wir unseren Weg verfolgten. Ich hatte den Offizier manchmal angesehen, der zwischen seiner Pflicht und zwischen dem Respekt vor einem königlichen Prinzen in der größten Verlegenheit schwankte. Er glaubte wohl, in meinen Blicken etwas Theilnehmendes zu lesen, ritt auf mich zu und sagte: „Wenn Sie irgendetwas auf den Prinzen vermögen, so ersuchen Sie ihn, zurückzugehen; er setzt mich der größten Verantwortung aus: ich habe den strengsten Befehl, meinen angewiesenen Posten nicht zu verlassen, und es ist nichts vernünftiger, als daß wir den Feind nicht reizen, der hinter Grandprée in einer festen Stellung gelagert ist. Kehrt der Prinz nicht um, so ist in Kurzem die ganze Vorpostenkette alarmirt, man weiß im Hauptquartier nicht, was es heißen soll, und der erste Verdruß ergeht über mich ganz ohne meine Schuld." Ich ritt an den Prinzen heran und sagte: „Man erzeigt mir soeben die Ehre, mir einigen Einfluß auf Ihro Hoheit zuzutrauen; deshalb ich um geneigtes Gehör bitte." Ich brachte ihm darauf die Sache mit Klarheit vor, welches kaum nöthig gewesen wäre: denn er sah selbst Alles vor sich und war freundlich genug, mit einigen guten Worten sogleich umzukehren, worauf denn auch die Jäger verschwanden und zu schießen aufhörten. Der Offizier dankte mir aufs Verbindlichste: und man sieht hieraus, daß ein Vermittler überall willkommen ist.

Nach und nach klärte sichs auf. Die Stellung Dumouriez' bei Grandprée war höchst fest und vortheilhaft; daß er auf seinem rechten Flügel nicht an-

zugreifen sei, wußte man wohl; auf seiner Linken waren zwei bedeutende Pässe, La Croix au Bois und Le Chesne le populeux, beide wohl verhauen und für unzugänglich gehalten; allein der letzte war einem Offizier anvertraut, einem dergleichen Auftrag nicht gewachsenen oder nachlässigen. Die Oesterreicher griffen an; bei der ersten Attaque blieb der Prinz von Ligne der Sohn; sodann aber gelang es, man überwältigte den Posten und der große Plan Dumouriez' war zerstört; er mußte seine Stellung verlassen und sich die Aisne hinaufwärts ziehen: und preußische Husaren konnten durch den Paß dringen und jenseits des Argonner Waldes nachsetzen. Sie verbreiteten einen solchen panischen Schrecken über das französische Heer, daß zehntausend Mann vor fünfhundert flohen und nur mit Mühe konnten zum Stehen gebracht und wieder gesammelt werden; wobei sich das Regiment Chamborand besonders hervorthat und den Unserigen ein weiteres Vordringen verwehrte, welche, ohnehin nur gewissermaßen auf Rekognoszieren ausgeschickt, siegreich mit Freuden zurückkehrten und nicht leugneten, einige Wagen gute Beute gemacht zu haben. In das unmittelbar Brauchbare, Geld und Kleidung, hatten sie sich getheilt, mir aber als einem Kanzleimann kamen die Papiere zu Gut, worunter ich einige ältere Befehle Lafayettes (des früheren Oberbefehlshabers) und mehrere höchst sauber geschriebene Listen fand. Was mich aber am Meisten überraschte, war ein ziemlich neuer Moniteur. Dieser Druck, dieses Format, mit dem man seit einigen Jahren ununterbrochen bekannt gewesen und die man nun seit mehreren Wochen nicht gesehen, begrüßten mich auf eine etwas unfreundliche Weise, indem ein lakonischer Artikel vom dritten September mir drohend zurief: Les Prussiens pourront venir à Paris, mais ils n'en sortiront pas. Also hielt man denn doch in Paris für möglich, wir könnten hingelangen; daß wir wieder zurückkehrten, dafür mochten die oberen Gewalten sorgen.

Die schreckliche Lage, in der man sich zwischen Erde und Himmel befand, war einigermaßen erleichtert, als man die Armee zurücken und eine Abtheilung der Avantgarde nach der anderen vorwärts ziehen sah. Endlich kam die Reihe auch an uns: wir gelangten über Hügel, durch Thäler, Weinberge vorbei, an denen man sich auch wohl erquickte. Man kam sodann zu aufgehellter Stunde in eine freiere Gegend und sah in einem freundlichen Thal der Aire das Schloß von Grandprée auf einer Höhe sehr wohl gelegen, eben an dem Punkt, wo genannter Fluß sich westwärts zwischen die Hügel drängt, um auf der Gegenseite des Gebirges sich mit der Aisne zu verbinden, deren Gewässer, immer dem Sonnenuntergang zu, durch Vermittelung der Oise endlich in die Seine gelangen; woraus denn ersichtlich, daß der Gebirgsrücken, der uns von der Maas trennte, zwar nicht von bedeutender Höhe, doch von entschiedenem Einfluß auf den Wasserlauf, uns in eine andere Flußregion zu nöthigen geeignet war.

Auf diesem Zuge gelangte ich zufällig in das Gefolge des Königs, dann des Herzogs von Braunschweig; ich unterhielt mich mit dem Fürsten Reuß und anderen diplomatisch-militärischen Bekannten. Diese Reitermassen machten zu der angenehmen Landschaft eine reiche Staffage; man hätte einen Van der Meulen gewünscht, um solchen Zug zu verewigen: Alles war heiter, munter, voll Zuversicht und heldenhaft. Einige Dörfer brannten zwar vor uns auf, allein der Rauch thut in einem Kriegsbilde auch nicht übel. Man

t te, so hieß es, aus den Häusern auf den Vortrab geschossen und dieser, nach Kriegsrecht, sogleich die Selbstrache geübt. Es ward getadelt, war aber nicht zu ändern; dagegen nahm man die Weinberge in Schutz, von denen sich die Besitzer doch keine große Lese versprechen durften; und so ging es zwischen freund- und feindsäligem Betragen immer vorwärts.

Wir gelangten, Grandprée hinter uns lassend, an und über die Aisne und lagerten bei Vaux les Mourons; hier waren wir nun in der verrufenen Champagne, es sah aber so übel noch nicht aus. Ueber dem Wasser an der Sonnenseite erstreckten sich wohlgehaltene Weinberge, und wo man Dörfer und Scheunen visitirte, fanden sich Nahrungmittel genug für Menschen und Thiere, nur leider der Weizen nicht ausgedroschen, noch weniger genugsame Mühlen, ihn zu mahlen; Oefen zum Backen waren auch selten und so fing es wirklich an, sich einem tantalischen Zustande zu nähern.

Dergleichen Betrachtungen anzustellen, versammelte sich eine große Gesellschaft, die überhaupt, wo es Halt gab, sich immer mit einigem Zutrauen, besonders beim Nachmittagskaffee, zusammenfügte; sie bestand aus wunderlichen Elementen, Deutschen und Franzosen, Kriegern und Diplomaten, Alles bedeutende Personen, erfahren, klug, geistreich, aufgeregt durch die Wichtigkeit des Augenblicks, Männer, sämmtlich von Werth und Würde, aber doch eigentlich nicht in den inneren Rath gezogen und also desto mehr bemüht, auszusinnen, was beschlossen sein, was geschehen könnte.

Dumouriez, als er den Paß von Grandprée nicht länger halten konnte, hatte sich die Aisne hinaufgezogen, und da ihm der Rücken durch die Isletten gesichert war, sich auf die Höhen von Sainte-Ménéhould, die Front gegen Frankreich, gestellt. Wir waren durch den engen Paß hereingedrungen, hatten uneroberte Festen, Sedan, Montmedy, Stenay im Rücken und an der Seite, die uns jede Zufuhr nach Belieben erschweren konnten. Wir betraten beim schlimmsten Wetter ein seltsames Land, dessen undankbarer Kalkboden nur kümmerlich ausgestreute Ortschaften ernähren konnte. Freilich lag Rheims, Chalons und ihre gesegneten Umgebungen nicht fern, man konnte hoffen, sich vorwärts zu erholen. Die Gesellschaft überzeugte sich daher beinahe einstimmig, daß man auf Rheims marschiren und sich Chalons bemächtigen müsse; Dumouriez könne sich in seiner vortheilhaften Stellung alsdann nicht ruhig verhalten, eine Schlacht wäre unvermeidlich, wo es auch sei; man glaubte, sie schon gewonnen zu haben.

Am Neunzehnten, nachmittags, gelangten wir endlich nach Massiges, nur noch wenige Stunden vom Feind; das Lager war abgesteckt und wir bezogen den für uns bestimmten Raum. Schon waren Pfähle geschlagen, die Pferde dran gebunden, Feuer angezündet und der Küchenwagen that sich auf. Ganz unerwartet kam daher das Gerücht, das Lager solle nicht Statt haben: denn es sei die Nachricht angekommen, das französische Heer ziehe sich von Sainte-Ménéhould auf Chalons; der König wolle die Franzosen nicht entwischen lassen und habe daher Befehl zum Aufbruch gegeben. Ich suchte an der rechten Schmiede hierüber Gewißheit und vernahm Das, was ich schon gehört hatte, nur mit dem Zusatz, auf diese unsichere und unwahrscheinliche Nachricht sei der Herzog von Weimar und der General Heymann

mit eben den Husaren, welche die Unruhe erregt, vorgegangen. Nach einiger Zeit kamen diese Generale zurück und versicherten, es sei nicht die geringste Bewegung zu bemerken; auch mußten jene Patrouillen gestehen, daß sie das Gemeldete mehr geschlossen als gesehen hätten. Die Anregung aber war einmal gegeben; und der Befehl lautete, die Armee solle vorrücken, jedoch ohne das mindeste Gepäck: alles Fuhrwerk sollte bis Maison Champagne zurückkehren, dort eine Wagenburg bilden und den, wie man voraussetzte, glücklichen Ausgang einer Schlacht abwarten.

Nicht einen Augenblick zweifelhaft, was zu thun sei, überließ ich Wagen, Gepäck und Pferde meinem entschlossenen sorgfältigen Bedienten und setzte mich mit den Kriegsgenossen alsobald zu Pferde. Es war schon früher mehrmals zur Sprache gekommen, daß, wer sich in einen Kriegszug einlasse, durchaus bei den regulirten Truppen, welche Abtheilung es auch sei, an die er sich angeschlossen, fest bleiben und keine Gefahr scheuen solle: denn was uns auch da betreffe, sei immer ehrenvoll; dahingegen bei der Bagage, beim Troß oder sonst zu verweilen, zugleich gefährlich und schmählich. Und so hatte ich auch mit den Offizieren des Regiments abgeredet, daß ich mich immer an sie und wo möglich an die Leibschwadron anschließen wolle, weil ja dadurch ein so schönes und gutes Verhältniß nur immer besser befestigt werden könne. Der Weg war das kleine Wasser die Tourbe hinauf vorgezeichnet, durch das traurigste Thal von der Welt, zwischen niedrigen Hügeln, ohne Baum und Busch; es war befohlen und eingeschärft, in aller Stille zu marschiren, als wenn wir den Feind überfallen wollten, der doch in seiner Stellung das Heranrücken einer Masse von fünfzigtausend Mann wohl mochte erfahren haben. Die Nacht brach ein; weder Mond noch Sterne leuchteten am Himmel, es pfiff ein wüster Wind; die stille Bewegung einer so großen Menschenreihe in tiefer Finsterniß war ein höchst Eigenes. Indem man neben der Kolonne herritt, begegnete man mehreren bekannten Offizieren, die hin und wieder sprengten, um die Bewegung des Marsches bald zu beschleunigen, bald zu retardiren. Man besprach sich, man hielt still, man versammelte sich. So hatte sich ein Kreis von vielleicht zwölf Bekannten und Unbekannten zusammengefunden; man fragte, klagte, wunderte sich, schalt und raisonnirte: das gestörte Mittagessen konnte man dem Heerführer nicht verzeihen. Ein munterer Gast wünschte sich Bratwurst und Brot, ein anderer sprang gleich mit seinen Wünschen zum Rehbraten und Sardellensalat; da das Alles aber unentgeltlich geschah, fehlte es auch nicht an Pasteten und sonstigen Leckerbissen, nicht an den köstlichsten Weinen: und ein so vollkommenes Gastmahl war beisammen, daß endlich Einer, dessen Appetit übermäßig rege geworden, die ganze Gesellschaft verwünschte und die Pein einer aufgeregten Einbildungskraft im Gegensatz des größten Mangels ganz unerträglich schalt. Man verlor sich auseinander und der Einzelne war nicht besser daran als Alle zusammen.

So gelangten wir bis Somme-Tourbe, wo man Halt machte: der König war in einem Gasthof abgetreten, vor dessen Thür der Herzog von Braunschweig in einer Art Laube Hauptquartier und Kanzlei errichtete. Der Platz war groß; es brannten mehrere Feuer, durch große Bündel Weinpfähle gar lebhaft unterhalten. Der Fürst Feldmarschall tadelte einigemal persönlich,

daß man die Flamme allzu stark auflodern lasse; wir besprachen uns darüber und Niemand wollte glauben, daß unsere Nähe den Franzosen ein Geheimniß geblieben sei.

Ich war zu spät angekommen und mochte mich in der Nähe umsehen, wie ich wollte, Alles war schon, wo nicht verzehrt, doch in Besitz genommen. Indem ich so umherforschte, gaben mir die Emigrirten ein kluges Küchenschauspiel: sie saßen um einen großen, runden, flachen, abglimmenden Aschenhaufen, in den sich mancher Weinstab knisternd mochte aufgelöst haben; klüglich und schnell hatten sie sich aller Eier des Dorfes bemächtigt: und es sah wirklich appetitlich aus, wie die Eier in dem Aschenhaufen neben einander aufrecht standen und eins nach dem anderen zu rechter Zeit schlurfbar herausgehoben wurde. Ich kannte Niemand von den edeln Küchengesellen; unbekannt, mochte ich sie nicht ansprechen; als mir aber soeben ein lieber Bekannter begegnete, der so gut wie ich an Hunger und Durst litt, fiel mir eine Kriegslist ein, nach einer Bemerkung, die ich auf meiner kurzen militärischen Laufbahn anzustellen Gelegenheit gehabt. Ich hatte nämlich bemerkt, daß man beim Fouragiren um die Dörfer und in ihnen tölpisch geradezu verfahre; die ersten Andringenden fielen ein, nahmen weg, verdarben, zerstörten; die folgenden fanden immer weniger, und was verloren ging, kam Niemand zu Gut. Ich hatte schon gedacht, daß man bei dieser Gelegenheit strategisch verfahren und, wenn die Menge von vorn hereindringe, sich von der Gegenseite nach einigem Bedürfniß umsehen müsse. Dies konnte nun hier kaum der Fall sein; denn Alles war überschwemmt: aber das Dorf zog sich sehr in die Länge, und zwar seitwärts der Straße, wo wir hereingekommen. Ich forderte meinen Freund auf, die lange Gasse mit hinunterzugehen. Aus dem vorletzten Haus kam ein Soldat fluchend heraus, daß schon Alles aufgezehrt und nirgends nichts mehr zu haben sei. Wir sahen durch die Fenster: da saßen ein paar Jäger ganz ruhig; wir gingen hinein, um wenigstens auf einer Bank unter Dach zu sitzen; wir begrüßten sie als Kameraden und klagten freilich über den allgemeinen Mangel. Nach einigem Hin- und Widerreden verlangten sie, wir sollten ihnen Verschwiegenheit geloben, worauf wir die Hand gaben. Nun eröffneten sie uns, daß sie in dem Hause einen schönen, wohlbestellten Keller gefunden, dessen Eingang sie zwar selbst sekretirt, uns jedoch von dem Vorrath einen Antheil nicht versagen wollten. Einer zog einen Schlüssel hervor: und nach verschiedenen weggeräumten Hindernissen fand sich eine Kellerthür zu eröffnen. Hinabgestiegen, fanden wir nun mehrere etwa zweieimerige Fässer auf dem Lager; was uns aber mehr interessirte, verschiedene Abtheilungen in Sand gelegter gefüllter Flaschen, wo der gutmüthige Kamerad, der sie schon durchprobirt hatte, an die beste Sorte wies. Ich nahm zwischen die ausgespreizten Finger jeder Hand zwei Flaschen, zog sie unter den Mantel, mein Freund desgleichen, und so schritten wir, in Hoffnung baldiger Erquickung, die Straße wieder hinaufwärts.

Unmittelbar am großen Wachfeuer gewahrte ich eine schwere starke Egge, setzte mich darauf und schob unter dem Mantel meine Flaschen zwischen die Zacken herein. Nach einiger Zeit bracht' ich eine Flasche hervor, wegen der mich meine Nachbarn beriefen, denen ich sogleich den Mitgenuß anbot. Sie

thaten gute Züge, der Letzte bescheiden, da er wohl merkte, er lasse mir nur wenig zurück; ich verbarg die Flasche neben mir und brachte bald darauf die zweite hervor, trank den Freunden zu, die sichs abermals wohl schmecken ließen, anfangs das Wunder nicht bemerkten, bei der dritten Flasche jedoch laut über den Hexenmeister aufschrien; und es war, in dieser traurigen Lage, ein auf alle Weise willkommener Scherz.

Unter den vielen Personen, deren Gestalt und Gesicht im Kreise vom Feuer erleuchtet war, erblickt' ich einen ältlichen Mann, den ich zu kennen glaubte. Nach Erkundigung und Annäherung war er nicht wenig verwundert, mich hier zu sehen. Es war Marquis von Bombelles, dem ich vor zwei Jahren in Venedig, der Herzogin Amalia folgend, aufgewartet hatte, wo er, als Französischer Gesandter residirend, sich höchst angelegen sein ließ, dieser trefflichen Fürstin den dortigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Wechselseitiger Verwunderungsausruf, Freude des Wiederseh ns und Erinnerung erheiterten diesen ernsten Augenblick. Zur Sprache kam seine prächtige Wohnung am Großen Kanal: es ward gerühmt, wie wir daselbst, in Gondeln anfahrend, ehrenvoll empfangen und freundlich bewirthet worden; wie er durch kleine Feste, gerade im Geschmack und Sinn dieser Natur und Kunst, Heiterkeit und Anstand in Verbindung liebenden Dame, sie und die Ihrigen auf vielfache Weise erfreute, auch sie durch seinen Einfluß manches andere, für Fremde sonst verschlossene Gute genießen lassen.

Wie sehr war ich aber verwundert, da ich ihn, den ich durch eine wahrhafte Lobrede zu ergötzen gedachte, mit Wehmuth ausrufen hörte: „Schweigen wir von diesen Dingen! Jene Zeit liegt nun gar zu weit hinter mir! Und schon damals, als ich meine edeln Gäste mit scheinbarer Heiterkeit unterhielt, nagte mir der Wurm am Herzen: ich sah die Folgen voraus Dessen, was in meinem Vaterlande vorging. Ich bewunderte Ihre Sorglosigkeit, in der Sie die auch Ihnen bevorstehende Gefahr nicht ahnten; ich bereitete mich im Stillen zu Veränderung meines Zustandes. Bald nachher mußt' ich meinen ehrenvollen Posten und das werthe Venedig verlassen und eine Irrfahrt antreten, die mich endlich auch hierher geführt hat."

Das Geheimnißvolle, das man diesem offenbaren Heranzuge von Zeit zu Zeit hatte geben wollen, ließ uns vermuthen, man werde noch in dieser Nacht aufbrechen und vorwärts gehen; allein schon dämmerte der Tag und mit ihm strich ein Sprühregen daher; es war schon völlig hell, als wir uns in Bewegung setzten. Da des Herzogs von Weimar Regiment den Vortrab hatte, gab man der Leibschwadron, als der vordersten der ganzen Kolonne, Husaren mit, die den Weg unserer Bestimmung kennen sollten. Nun ging es, mitunter im scharfen Trab, über Felder und Hügel ohne Busch und Baum; nur in der Entfernung links sah man die Argonner Waldgegend; der Sprühregen schlug uns heftiger ins Gesicht: bald aber erblickten wir eine Pappelallee, die, sehr schön gewachsen und wohl unterhalten, unsere Richtung quer durchschnitt. Es war die Chaussee von Chalons auf Sainte-Ménéhould, der Weg von Paris nach Deutschland; man führte uns drüber weg und ins Graue hinein.

Schon früher hatten wir den Feind vor der waldigen Gegend gelagert und aufmarschirt gesehen; nicht weniger ließ sich bemerken, daß neue Truppen

ankamen: es war Kellermann, der sich soeben mit Dumouriez vereinigte, um dessen linken Flügel zu bilden. Die Unserigen brannten vor Begierde, auf die Franzosen loszugehen: Offiziere wie Gemeine hegten den glühenden Wunsch, der Feldherr möge in diesem Augenblick angreifen; auch unser heftiges Vordringen schien darauf hinzudeuten. Aber Kellermann hatte sich zu vortheilhaft gestellt. Und nun begann die Kanonade, von der man viel erzählt, deren augenblickliche Gewaltsamkeit jedoch man nicht beschreiben, nicht einmal in der Einbildungskraft zurückrufen kann.

Schon lag die Chaussee weit hinter uns, wir stürmten immerfort gegen Westen zu, als auf einmal ein Adjutant gesprengt kam, der uns zurückbeorderte; man hatte uns zu weit geführt und nun erhielten wir den Befehl, wieder über die Chaussee zurückzukehren und unmittelbar an ihre linke Seite den rechten Flügel zu lehnen. Es geschah; und so machten wir Front gegen das Vorwerk La Lune, welches auf der Höhe, etwa eine Viertelstunde vor uns, an der Chaussee zu sehen war. Unser Befehlshaber kam uns entgegen; er hatte soeben eine halbe Reitende Batterie hinaufgebracht; wir erhielten Ordre, in deren Schutz vorwärts zu gehen, und fanden unterwegs einen alten Schirrmeister, ausgestreckt, als das erste Opfer des Tags, auf dem Acker liegen. Wir ritten ganz getrost weiter, wir sahen das Vorwerk näher; die dabei aufgestellte Batterie feuerte tüchtig.

Bald aber fanden wir uns in einer seltsamen Lage: Kanonenkugeln flogen wild auf uns ein, ohne daß wir begriffen, wo sie herkommen konnten; wir avancirten ja hinter einer befreundeten Batterie und das feindliche Geschütz auf den entgegengesetzten Hügeln war viel zu weit entfernt, als daß es uns hätte erreichen sollen. Ich hielt seitwärts vor der Front und hatte den wunderbarsten Anblick; die Kugeln schlugen dutzendweise vor der Eskadron nieder, zum Glück nicht ricochetirend, in den weichen Boden hineingewühlt; Koth aber und Schmutz bespritzte Mann und Roß; die schwarzen Pferde, von tüchtigen Reitern möglichst zusammengehalten, schnauften und tosten; die ganze Masse war, ohne sich zu trennen oder zu verwirren, in fluthender Bewegung.

Endlich kam der Befehl, zurück- und hinabzugehen: es geschah von den sämmtlichen Kavallerieregimentern mit großer Ordnung und Gelassenheit; nur ein einziges Pferd von Lottum ward getötet, da wir Uebrigen, besonders auf dem äußersten rechten Flügel, eigentlich Alle hätten umkommen müssen.

Nachdem wir uns denn aus dem unbegreiflichen Feuer zurückgezogen, von Ueberraschung und Erstaunen uns erholt hatten, löste sich das Räthsel; wir fanden die halbe Batterie, unter deren Schutz wir vorwärts zu gehen geglaubt, ganz unten in einer Vertiefung, dergleichen das Terrain zufällig in dieser Gegend gar manche bildete. Sie war von oben vertrieben worden und an der anderen Seite der Chaussee in einer Schlucht heruntergegangen, so daß wir ihren Rückzug nicht bemerken konnten; feindliches Geschütz trat an die Stelle, und was uns hätte bewahren sollen, wäre beinahe verderblich geworden. Auf unseren Tadel lachten die Bursche nur und versicherten scherzend, hier unten im Schauer sei es doch besser. Wenn man aber nachher mit Augen sah, wie eine solche Reitende Batterie sich durch die schreckbaren schlammigen Hügel qualvoll durchzerren mußte, so hatte man abermals den bedenklichen

Zustand zu überlegen, in den wir uns eingelassen hatten. Indessen dauerte die Kanonade immer fort. Kellermann hatte einen gefährlichen Posten bei der Mühle von Valmy, dem eigentlich das Feuern galt; dort ging ein Pulverwagen in die Luft und man freute sich des Unheils, das er unter den Feinden angerichtet haben mochte. Und so blieb Alles eigentlich nur Zuschauer und Zuhörer, was im Feuer stand und nicht. Wir hielten auf der Chaussee von Chalons an einem Wegweiser, der nach Paris deutete. Diese Hauptstadt also hatten wir im Rücken, das französische Heer aber zwischen uns und dem Vaterland. Stärkere Riegel waren vielleicht nie vorgeschoben, Demjenigen höchst apprehensiv, der eine genaue Karte des Kriegstheaters nun seit vier Wochen unablässig studirte. Doch das augenblickliche Bedürfniß behauptet sein Recht selbst gegen das nächstkünftige. Unsere Husaren hatten mehrere Brotkarren, die von Chalons nach der Armee gehen sollten, glücklich aufgefangen und brachten sie den Hochweg daher. Wie es uns nun fremd vorkommen mußte, zwischen Paris und Sainte-Ménéhould postirt zu sein, so konnten Die zu Chalons des Feindes Armee keineswegs auf dem Wege zu der ihrigen vermuthen. Gegen einiges Trinkgeld ließen die Husaren von dem Brot etwas ab; es war das schönste weiße; der Franzos erschrickt vor jeder schwarzen Krume. Ich theilte mehr als einen Laib unter die zunächst Angehörigen, mit der Bedingung, mir für die folgenden Tage einen Antheil daran zu verwahren. Alles Dieses ging unter anhaltender Begleitung des Kanonendonners vor. Von jeder Seite wurden an diesem Tage zehntausend Schüsse verschwendet, wobei auf unserer Seite nur zwölfhundert Mann und auch diese ganz unnütz fielen. Von der ungeheuren Erschütterung klärte sich der Himmel auf: denn man schoß mit Kanonen, völlig als wär' es Pelotonfeuer, zwar ungleich, bald abnehmend, bald zunehmend. Nachmittags ein Uhr, nach einiger Pause, war es am Gewaltsamsten, die Erde bebte im ganz eigentlichsten Sinn und doch sah man in den Stellungen nicht die mindeste Veränderung. Niemand wußte, was daraus werden sollte.

So ging der Tag hin: unbeweglich standen die Franzosen, Kellermann hatte auch einen bequemeren Platz genommen; unsere Leute zog man aus dem Feuer zurück und es war eben, als wenn nichts gewesen wäre. Die größte Bestürzung verbreitete sich über die Armee. Noch am Morgen hatte man nicht anders gedacht, als die sämmtlichen Franzosen anzuspießen und aufzuspeisen, ja, mich selbst hatte das unbedingte Vertrauen auf ein solches Heer, auf den Herzog von Braunschweig zur Theilnahme an dieser gefährlichen Expedition gelockt; nun aber ging Jeder vor sich hin, man sah sich nicht an, oder, wenn es geschah, so war es, um zu fluchen oder zu verwünschen ... Die Kanonade hatte kaum aufgehört, als Regen und Sturm schon wieder eindrangen und einen Zustand unter freiem Himmel, auf zähem Lehmboden höchst unerfreulich machten. Und doch kam, nach so langem Wachen, Gemüths- und Leibesbewegung, der Schlaf sich anmeldend, als die Nacht hereindüsterte. Wir hatten uns hinter einer Erhöhung, die den schneidenden Wind abhielt, nothdürftig gelagert, als es Jemanden einfiel, man solle sich für diese Nacht in die Erde graben und mit dem Mantel zudecken. Hierzu machte man gleich Anstalt und es wurden mehrere Gräben ausgehauen, wozu die Reitende

Artillerie Geräthschaften hergab. Der Herzog von Weimar selbst verschmähte nicht eine solche voreilige Bestattung . . .

Am Einundzwanzigsten waren die wechselseitigen Grüße der Erwachenden keineswegs heiter und froh; denn man ward sich in einer beschämenden, hoffnunglosen Lage gewahr. Am Rand eines ungeheuren Amphitheaters fanden wir uns aufgestellt, wo jenseits auf Höhen, deren Fuß durch Flüsse, Teiche, Bäche, Moräste gesichert war, der Feind einen kaum übersehbaren Halbzirkel bildete. Diesseits standen wir, völlig wie gestern, um zehntausend Kanonenkugeln leichter, aber eben so wenig situirt zum Angriff: man blickte in eine weit ausgebreitete Arena hinunter, wo sich zwischen Dorfhütten und Gärten die beiderseitigen Husaren herumtrieben und mit Spiegelgefecht bald vor- bald rückwärts, eine Stunde nach der anderen, die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu fesseln wußten. Aber aus all dem Hin- und Hersprengen, dem Hin- und Wiederpuffen ergab sich zuletzt kein Resultat, als daß einer der Unserigen, der sich zu kühn zwischen die Hecken gewagt hatte, umzingelt und, da er sich keineswegs ergeben wollte, erschossen wurde. Dies war das einzige Opfer der Waffen an diesem Tage; aber die eingerissene Krankheit machte den unbequemen, drückenden, hilflosen Zustand trauriger und fürchterlicher. So schlaglustig und fertig man gestern auch gewesen, gestand man doch, daß ein Waffenstillstand wünschenswerth sei, da selbst der Muthigste, Leidenschaftlichste nach weniger Ueberlegung sagen mußte, ein Angriff würde das verwegenste Unternehmen von der Welt sein. Noch schwankten die Meinungen den Tag über, wo man Ehren halber die selbe Stellung behauptete wie beim Augenblick der Kanonade; gegen Abend jedoch veränderte man sie einigermaßen; zuletzt war das Hauptquartier nach Hans gelegt und die Bagage herbeigekommen. Nun hatten wir zu vernehmen die Angst, die Gefahr, den nahen Untergang unserer Dienerschaft und Habseligkeiten. Das Waldgebirge Argonne von Sainte-Ménéhould bis Grandprée war von Franzosen besetzt; von dort aus führten ihre Husaren den kühnsten, muthwilligsten kleinen Krieg. Wir hatten gestern vernommen, daß ein Sekretär des Herzogs von Braunschweig und einige andere Personen der fürstlichen Umgebung zwischen der Armee und der Wagenburg waren gefangen worden. Diese verdiente aber keineswegs den Namen einer Burg; denn sie war schlecht aufgestellt, nicht geschlossen, nicht genugsam eskortirt. Nun beängstigte sie ein blinder Lärm nach dem anderen und zugleich die Kanonade in geringer Entfernung. Späterhin trug man sich mit der Fabel oder Wahrheit, die französischen Truppen seien schon den Gebirgswald herab auf dem Wege gewesen, sich der sämmtlichen Equipage zu bemächtigen; da gab sich denn der von ihnen gefangene und wieder losgelassene Läufer des General Kalkreuth ein großes Ansehen, indem er versicherte, er habe durch glückliche Lügen von starker Bedeckung, von Reitenden Batterien und Dergleichen einen feindlichen Anfall abgewendet. Wohl möglich. Wer hat nicht in solchen bedeutenden Augenblicken zu thun oder gethan?

Nun waren die Zelte da, Wagen und Pferde; aber Nahrung für kein Lebendiges. Mitten im Regen ermangelten wir sogar des Wassers; und einige Teiche waren schon durch eingesunkene Pferde verunreinigt. Das Alles

zusammen bildete den schrecklichsten Zustand. Ich wußte nicht, was es heißen sollte, als ich meinen treuen Zögling, Diener und Gefährten Paul Götze von dem Leder des Reisewagens das zusammengeflossene Regenwasser sehr emsig schöpfen sah; er bekannte, daß es zur Chokolade bestimmt sei, davon er glücklicher Weise einen Vorrath mitgebracht hatte; ja, was mehr ist, ich habe aus den Fußtapfen der Pferde schöpfen sehen, um einen unerträglichen Durst zu stillen. Man kaufte das Brot von alten Soldaten, die, an Entbehrung gewöhnt, Etwas zusammensparten, um sich am Branntwein zu erquicken, wenn er wieder zu haben wäre.

An den Stellen, wo die Kanonade hingewirkt, erblickte man großen Jammer: die Menschen lagen unbegraben und die schwerverwundeten Thiere konnten nicht ersterben. Ich sah ein Pferd, das sich in seinen eigenen, aus dem verwundeten Leibe herausgefallenen Eingeweiden mit den Vorderfüßen verfangen hatte und so unselig dahinhinkte. Im Nachhausereiten traf ich den Prinzen Louis Ferdinand im freien Felde auf einem hölzernen Stuhl sitzen, den man aus einem unteren Dorf heraufgeschafft; zugleich schleppten einige seiner Leute einen schweren, verschlossenen Küchenschrank herbei; sie versicherten, es klappere darin, sie hofften, einen guten Fang gethan zu haben. Man erbrach ihn begierig, fand aber nur ein stark beleibtes Kochbuch; und nun, indessen der gespaltene Schrank im Feuer aufloderte, las man die köstlichsten Küchenrezepte vor: und so ward abermals Hunger und Begierde durch eine aufgeregte Einbildungskraft bis zur Verzweiflung gesteigert.

Erheitert einigermaßen wurde das schlimmste Wetter von der Welt durch die Nachricht, daß ein Stillstand geschlossen sei und daß man also wenigstens die Aussicht habe, mit einiger Gemüthsruhe leiden und darben zu können; aber auch Dieses gedieh nur zum halben Trost, da man bald vernahm, es sei eigentlich nur eine Uebereinkunft, daß die Vorposten Friede halten sollten, wobei nicht unbenommen bleibe, die Kriegsoperationen außer dieser Berührung nach Gutdünken fortzusetzen. Dieses war eigentlich zu Gunsten der Franzosen bedingt, welche rings umher ihre Stellung verändern und uns besser einschließen konnten; wir aber in der Mitte mußten still halten und in unserm stockenden Zustand verweilen. Die Vorposten aber ergriffen diese Erlaubniß mit Vergnügen; zuerst kamen sie überein, daß, welchem von beiden Theilen Wind und Wetter ins Gesicht schlage, der solle das Recht haben, sich umzukehren und, in seinen Mantel gewickelt, von dem Gegentheil nichts befürchten. Es kam weiter: die Franzosen hatten immer noch etwas Weniges zur Nahrung, indessen den Deutschen Alles abging; Jene theilten daher Einiges mit und man ward immer kameradlicher. Endlich wurden sogar mit Freundlichkeit von französischer Seite Druckblätter ausgetheilt, wodurch den guten Deutschen das Heil der Freiheit und Gleichheit in zwei Sprachen verkündet war; die Franzosen ahmten das Manifest des Herzogs von Braunschweig in umgekehrtem Sinne nach, entboten guten Willen und Gastfreundschaft, und ob sich schon bei ihnen mehr Volk, als sie von oben herein regiren konnten, auf die Beine gemacht hatte, so geschah dieser Aufruf, wenigstens in diesem Augenblick, mehr, um den Gegentheil zu schwächen, als sich selbst zu stärken.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.